





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der chinesische Tod

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der chinesische Tod

John Sinclair Nr. 574

von Jason Dark

erschienen am 04.07.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der chinesische Tod

Er war uralt, er war gefährlich, er war tödlich!

Europäer konnten mit ihm kaum etwas anfangen.

Chinesen dachten anders darüber. Besonders diejenigen, die sich mit der Mythologie und der Entstehungsgeschichte des Reiches beschäftigt hatten.

Denn dort war er seit Urzeiten bekannt.

Seinen Namen hatte er nicht geändert. Seit jeher nannte man ihn nur den chinesischen Tod.

Als er in London eintraf, gerieten Suko und ich in eine wahre Hölle…

Als es klingelte, wußte Man Lei, daß es soweit war!

Sie stand vor der Tür, das Gesicht verzerrt vor Angst, die Hände zusammengepreßt, zitternd und weinend.

»Öffne, Man Lei! Wir wissen, daß du da bist. Wir haben alles genau im Griff, das weißt du doch.«

Sie nickte. Ja, das wußte sie. Die Männer hatten alles im Griff. Sie bestimmten, nur sie. Sie nannten sich die Herren über Leben und Tod; sie richteten, sie vergaben, und das alles im Namen des Erhabenen aus Jade. Grausam waren ihre Rituale, schwer die Verbrechen, groß die Schuld, die sie auf sich geladen hatten.

Man Lei ging auf die Tür zu. Obwohl sie längst nicht allein im Haus wohnte, war keiner da, der ihr zu Hilfe gekommen wäre. Die Angst der Menschen war einfach zu groß. Sie duckten sich, sie horchten, vielleicht beteten und hofften sie sogar, aber sie taten nichts, um die Boten der grausamen Zwerge aufzuhalten.

Jetzt wollten sie wieder ein Opfer. Erst wenn der Rauch über die alte Opferstätte wehte, waren sie zufrieden.

Jemand schlug so hart von außen gegen die Tür, daß sich der von innen vorgeschobene Riegel bewegte und das Holz anfing zu knirschen. Man Lei gab auf. Wenn sie nicht freiwillig öffnete, würden die Männer die Tür einschlagen.

Sie dachte auch an die Vorwürfe der anderen Hausbewohner, wenn diese die zerstörte Tür sahen. Man würde sie aus der Gemeinschaft ausstoßen, und das in einem fremden Land!

Deshalb antwortete sie. »Ich komme schon…«

Ihre Schritte setzte sie langsam. Sie waren schwer wie Blei, die Sohlen schleiften über den Boden. Als sie den Riegel zurückzog, hatte sie das Gefühl, persönlich das Todesurteil über ihre Tochter gesprochen zu haben. Die Männer hatten Zeit. Sie drängten nicht, sie warteten so lange, bis die Tür offen war.

Man Lei schaute die Eindringlinge an.

Unbeweglich standen sie. Sie trugen die dünnen Haare zu ebenfalls dünnen Zöpfen geflochten, die ihre Köpfe einrahmten. Ihre Gesichter sahen grau aus – und unbeweglich.

»Wo ist sie?«

»Oben!« Die Antwort der Frau war kaum zu verstehen. »Sie… sie ist oben.«

Die Männer betraten den schmalen Flur. Sie schoben die Frau kurzerhand zur Seite. In ihren Gesichtern regte sich nichts. Die Augen blickten grausam und kalt.

Das Geräusch ihrer harten Schritte durchbrach die Stille. Aus den oberen Etagen ließ sich niemand sehen. Da hatten sich die Menschen zurückgezogen und waren froh, daß es sie nicht erwischte.

Eine schmale Treppe stiegen die Eindringlinge hoch. Man Lei starrte

ihnen nach. Der Ärmel des schmucklosen Kleides zeigte nasse Flecken, wo sie sich die Tränen abgewischt hatte. Sie schaute auf die Rücken der beiden Eindringlinge, die im Dämmerlicht des Treppenhauses verschwammen.

Sie folgte ihnen nur langsam. Das Haus war sehr schmal und voller Menschen. Bis unter das Dach mußten die Männer gehen, dort wohnte Man Lei zusammen mit ihrer Tochter.

Draußen lastete die Dunkelheit der Nacht. Sie drückte, sie war schlimm und wirkte wie ein Mantel, der alles überdecken wollte. Sie waren nicht in das Zimmer gegangen, warteten vor der Tür und schauten auf Man Lei nieder, die die Treppe hochkam.

»Sag ihr, daß wir da sind, Man Lei. Hast du sie darauf vorbereitet? Weiß sie Bescheid?«

»Ja, aber…«

»Was sagt sie?«

»Sie will es nicht glauben.«

»Wir werden sie davon überzeugen, daß es besser für euch alle ist, wenn sie sich den alten Ritualen fügt.«

Es waren schlimme Worte, auch wenn sie sich nicht so anhörten, aber Man Lei wußte, was dahintersteckte.

Schwerfällig nickte sie. »Ich weiß, daß man oft Opfer bringen muß. Ich habe viele Opfer in meinem Leben gebracht, es gibt jedoch eine Grenze, die nicht überschritten werden darf.«

»Für uns nicht.«

Man Lei blieb an der Tür stehen, die Hand schon auf die Klinke gelegt. Sie nickte den beiden Männern zu. Die Angst aus ihren Augen war gewichen und hatte einem ernsten Ausdruck Platz geschaffen. »Doch, diese Grenze existiert auch für euch. Ihr seid Menschen, keine Götter. Daran solltet ihr euch gewöhnen.«

»Mach schon auf!« Der Sprecher gab ihr einen Stoß, der sie bis gegen die Tür beförderte.

Man Lei gehorchte. Keiner der beiden erriet ihre Gedanken. Als Chinesin hatte sie es gelernt, sich, zu beherrschen, und ihr Gesicht blieb diesmal ausdruckslos.

Sehr bedächtig drückte sie die Klinke nach unten. Ihre Tochter hatte sie nie abgeschlossen, so war es auch heute. Man Lei drückte die Tür nach innen – und spürte den kalten Luftzug, der gegen ihr Gesicht wehte.

Sie blieb stehen, wunderte sich. Das Fenster stand weit offen. Für einen Augenblick überflutete sie die Hoffnung, daß Osa, so hatte sie ihre Tochter genannt, die Flucht ergriffen hätte.

Eine Hoffnung, die brutal zerstört wurde, denn Osa stand auf der äußeren Fensterbank.

Das an sich wäre nicht schlimm gewesen. Sehr deutlich aber sah sie

die schräge Linie. Vom Fensterkreuz lief sie zum Hals des jungen Mädchens und endete in einer Schlinge, die sich um Osas Kehle spannte…

***

Osa hatte den Kopf nicht gedreht, aber sie wußte auch so, wer in der offenen Tür stand. Ihre Stimme zitterte kaum, als sie sprach. »Wenn ihr auch nur einen Fuß in mein Zimmer setzt, werde ich springen. Dann bekommt ihr mich nicht!«

Bisher hatte sich Man Lei beherrscht. Plötzlich konnte sie nicht mehr. Sie schrie auf, spürte, daß ein Krampf sie überfallen würde, so daß sie weiterschreien mußte, aber da war die Hand, die sich von hinten her auf ihren Mund preßte.

Der Schrei erstickte. Man Lei würgte unter dem Druck. Einen Moment später wurde sie zur Seite geschleudert und prallte gegen die Wand, wo sie zitternd stehenblieb.

Die beiden Männer betraten den kleinen Raum, der spartanisch eingerichtet war. Nicht eine Lampe spendete Licht. Man Lei hatte auf die Warnung ihrer Tochter gehört, die Kerle taten es nicht. Sie gingen einfach weiter.

»Bleibt stehen!« flüsterte sie. »Bitte, ihr dürft nicht weitergehen! Ihr müßt stehenbleiben! Ich… ich … sie wird sonst springen.«

Womit Man Lei nicht gerechnet hatte, trat ein. Die beiden Männer stoppten tatsächlich.

Sie kannte die Namen der Knechte nicht, für sie waren es einfach nur Henker, grausame Gesellen, die nichts dabei fanden, andere zu töten. Einer von ihnen behielt Osa im Auge, der andere wandte sich direkt an Man Lei. »Sag deiner Tochter, daß wir sie auserwählt haben und sie es sich überlegen soll.«

Auch Osa hatte die Worte überlegt. Die Antwort überließ sie nicht ihrer Mutter. »Ich habe mich einmal entschieden!« erklärte das mit dem Hals in der Schlinge steckende Mädchen. »Dabei bleibt es auch. Ich werde nicht das tun, was ihr verlangt.«

»Dann werden es andere zu büßen haben! Wer sich gegen den Erhabenen aus Jade stemmt, fordert seine Strafe heraus.«

Osa lachte. Es hörte sich unecht und kratzig an. »Der aus Jade Erhabene«, benutzte sie den korrekten Begriff, »ist kein Mörder. Er will es nicht. Es sind seine treulos, hinterlistig perfiden Abkömmlinge, die dämonischen Krüppel, die seinen Namen nur benutzen.«

»Wir haben dich ausgesucht, Osa. Wir werden davon nicht losgehen, verstanden?«

»Nein! Ich werde springen!«

»Wenn du die Boten der Finsternis reizt, kommen sie als grausame Rächer über deine Familie. Hüte dich, Osa. Du kennst die alten

Gesetze. Folge ihnen, sei gehorsam!«

»Das werde ich nicht sein!« schrie sie. »Wir leben nicht mehr im alten China. Hier herrschen andere Gesetze.«

»Keiner von uns kann und darf seine Herkunft vergessen, Osa. Wer es trotzdem tut, bringt Unglück über die anderen.«

»Dann bringe ich eben Unglück. Ja, dann bringe ich Unglück. Ich will es einfach nicht.«

»Das Feuer der Reinheit wartet, Osa. Drei Kerzen werden leuchten, um die Diener zufrieden zu stellen. Du kannst dich nicht widersetzen.«

»Doch!« schrie sie – und sprang.

Selbst die beiden Namenlosen wurden von ihrer Aktion überrascht. Das Seil straffte sich. Sie hörten noch ein singendes Geräusch, dann war der Körper des Mädchens verschwunden. Ein harter Schlag erklang, als er von außen gegen die Hauswand prallte. Das Fensterkreuz zitterte. Es sah aus, als wollte es zerbrechen, doch es hielt.

Man Lei war viel zu entsetzt, um schreien zu können. Sie begriff diesen fürchterlichen Vorgang noch nicht, es kam ihr vor wie ein böser Traum. Vor ihren Augen drehte sich das Zimmer. Aus ihrem Mund drang ein langgezogener Seufzer, dann brach sie auf der Stelle ohnmächtig zusammen.

Der Sprecher aber fluchte. Er war zuerst am Fenster, schaute hinaus und sah einen Körper, der vor der Hauswand in der Schlinge hing und leicht hin und her schwang.

Die Beine berührten den Boden nicht. Osa blieb keine Zeit zum Überleben.

Die Männer schauten sich gegenseitig an, zischelten sich etwas zu, drehten ihre Köpfe und schauten auf die bewegungslos liegende Man Lei. Dann verließen sie wortlos den Raum, ohne die Tür hinter sich zuzuziehen. Ihre Schritte verklangen im Treppenhaus. Als Echo glitten sie noch an den Wohnungstüren entlang, hinter denen sich die Bewohner still verhielten. Aus Angst und auch aus Erleichterung darüber, daß es sie nicht erwischt hatte.

Man Lei aber blieb allein zurück. Sie war völlig weggetreten und merkte nicht, daß im Treppenflur eine Tür geöffnet wurde und ein alter Mann seine Wohnung verließ.

Auf seinem Kopf wuchs kein einziges Haar. Dafür besaß er einen geflochtenen Bart, der die Oberlippe bedeckte, um anschließend bleistiftdünn an den Seiten seiner Mundwinkel nach unten zu wachsen. Der alte Mann besaß ein verkniffen wirkendes Gesicht. Seine Augen waren auch für die eines Chinesen ungewöhnlich schmal. Bei ihm fielen auch die großen Ohren auf. Er trug ein kimonoähnliches Gewand, dessen Stoff senfgelb schimmerte und sogar in der Dunkelheit zu sehen war.

Mit langsamen, dennoch zielsicheren Schritten durchquerte er den Flur und betrat das Zimmer.

Er schaute auf das geöffnete Fenster. Man Lei interessierte ihn noch nicht. Erst nach einer Weile drehte er sich um und ging zu der ohnmächtigen Frau.

Neben ihr kniete er nieder. Seine langen, dünnen Finger streichelten ihre Wangen. Davon wachte Man Lei auf.

Zuerst wußte sie nichts. Sie sah über sich ein Gesicht und glaubte gegen den Mond zu schauen.

»Du bist wieder wach?«

Die Stimme! Man Lei überlegte, wo sie die schon einmal vernommen hatte. Keiner der beiden Namenlosen hatte so gesprochen, es mußte ein Bekannter sein.

»Man Lei!«

»Ja, ja…« Sie hauchte die beiden Worte, bevor sie es schaffte, den Kopf zu heben. Darunter spürte sie eine Hand, der alte Mann stützte sie ab.

»Hörst du mich?«

»Du – Tiau?«

»Ja, ich bin es.«

»Was ist… was ist … geschehen?« Sie bewegte unruhig die Hände, schabte mit den Innenflächen über den Boden. »Sag mir, was geschehen ist, Tiau?«

»Das müßtest du am besten wissen.«

»Ich kann mich nicht daran erinnern. Wirklich nicht. Es ist alles anders geworden.«

»Denk an deine Tochter.«

Das war das Stichwort. Plötzlich erinnerte sich die Frau. Auf ihrem Gesicht malte sich der Schrecken ab. Sie faßte mit einer Hand nach dem Arm des Alten. Die Erinnerung war furchtbar, sie mußte sich einfach abreagieren und starrte in das von Falten und Runzeln gezeichnete Gesicht mit den dunklen Schlitzaugen.

»Tot!« ächzte sie, »Osa ist tot…«

»Das weiß ich.«

»Sie… sie stand am Fenster, einen Strick um den Hals. Sie hat sich das junge Leben genommen.«

»Deine Tochter ist unwürdig gestorben, Man Lei.«

»Wie… wie meinst du das?«

»Sie hätte sich nicht das Leben nehmen sollen. Sie hat über uns das große Unglück gebracht. Ich weiß es, Man Lei. Sie hätte es nicht tun dürfen. Jetzt werden wir dafür büßen müssen. Du an erster Stelle, denn du hättest soviel Einfluß haben müssen, um sie zurückzuhalten. Es tut mit leid für dich und für uns, Man Lei.«

»Was redest du denn da? Hätte sie mitgehen sollen, um sich

verbrennen zu lassen?«

»Es wäre unseren Regeln entsprechend gewesen!«

»Ja, ich weiß!« stieß sie hervor. »Den alten Regeln, aber nicht Osas Regeln. Sie ist anders gewesen. Sie ist in einer anderen Welt aufgewachsen. Sie hat studiert…«

»Weißt du nicht, daß die Tradition stärker ist und sich niemand gegen sie stellen darf?«

»Das hat Osa nie interessiert.«

»Deshalb werden wir der Strafe nicht entgehen. Wer ausbricht, ist verloren.«

Man Lei hatte die Worte gehört. Vor einigen Jahren noch hätte sie Tiau zugestimmt, heute nicht mehr. Durch ihre Tochter, die an der Uni Informatik studierte und als Hochbegabte sogar ein Stipendium erhalten hatte, war sie mit einem anderen Lebenskreis bekannt gemacht worden. Hier galten die alten Regeln nicht mehr. Zöpfe wurden abgeschnitten. Götter, Dämonen, nein, daran hatte Osa nie glauben wollen und so überzeugend gesprochen, daß sie Man Lei hatte auf ihre Seite ziehen können.

Das war auch von den übrigen Hausbewohnern bemerkt worden.

Erst hatte man die Mutter nur wie nebenbei angesprochen und auf ihre Erziehungsaufgaben hingewiesen. Aber konnte eine dreiundzwanzigjährige moderne Frau tatsächlich noch erzogen werden?

Sie glaubte nicht daran. Wenn sie es versucht hatte, war sie von Osa ausgelacht und gleichzeitig in den Arm genommen worden.

»Die alten Zeiten sind vorbei, Mutter. Die Zöpfe sind abgeschnitten worden. Daran mußt du dich gewöhnen.«

Nein, sie waren nicht vorbei. Sie waren nach wie vor vorhanden.

Nur nicht so offen, mehr im Untergrund, im Geheimen, aber sie brachen wieder hervor und bewiesen, wie grausam sie sein konnten, wenn ihnen jemand nicht mehr gehorchte.

»Was soll ich tun, Tiau?«

»Es wird keinen Sinn mehr haben, wenn du versuchst, die Götter um Vergebung zu bitten. Deine Tochter hat sich gegen die Regeln gestellt. Du als ihre Mutter hättest auf sie achtgeben müssen…«

»Aber Osa ist erwachsen gewesen und kein Kind mehr.«

»Dennoch. Bis zu deinem Tod bist du für sie verantwortlich. Hast du alles vergessen?«

»Nein.« Sie richtete sich auf und preßte die Hände gegen die Wangen. »Das habe ich nicht.«

»Dann wirst du jetzt sehr allein sein, Man Lei. Sehr allein. Ich wüßte keinen, der dir noch helfen könnte.«

»Du auch nicht, Tiau?« Sie schaute bei der Frage in das faltenreiche Gesicht des Alten, dessen Mundwinkel zuckten, als er die Lippen in die

Breite zog.

Wortlos wandte er sich ab.

Man Lei drehte sich zur anderen Seite hin. Sie stützte sich an der Wand ab, als sie auf die Füße kam. Kaum stand sie, da ließ der Schwindel Übelkeit in ihr hochsteigen, der allerdings schnell verging, als sie die Nachtluft einatmete.

Das Fenster stand offen. Das wiederum erinnerte sie daran, wo ihre Tochter in den Tod gegangen war.

Tiau blieb an der Tür wie ein unheimlicher Wächter stehen, als Man Lei zum Fenster ging. Er griff nicht ein, beobachtete den Rücken der Frau aus mit glitzernden Augen, als sie sich nach vorn beugte, um nach unten zu schauen.

Er sagte nichts, auch Man Lei brachte kein Wort über die Lippen.

Sie senkte den Kopf noch tiefer, aber da war nichts mehr – oder?

Sie verfolgte den Strick, der in der Schlinge mündete.

Hing sie in dieser Schlinge?

Alles verschwamm vor den Augen der Frau. Sie sah überhaupt nichts mehr, drückte sich wieder zurück und drehte sich auf der Stelle. Ihr Blick fiel auf Tiau.

Er stand auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Nur in seinen schmalen Augen glitzerte es. Sie spürte die Aura, die dieser Mann abstrahlte. Obwohl sie ihn schon lange kannte, war ihr nie so bewußt geworden, wie fremd er ihr tatsächlich war.

Als Nachbar hatte sie ihn bisher gesehen, nicht als Freund, auch nicht als Feind, wie jetzt.

Er deutete eine Verbeugung an, bevor er sie ansprach. »Nun, was hast du erreicht?«

»Nichts«, flüsterte sie, »gar nichts.«

»Wieso?«

Man Leis rechte Hand fuhr hastig über die Knopfleiste des dunkelblauen, einfach geschnittenen Kleids. »Es ist schon gut, es ist alles gut, meine ich.«

»Darf ich dir einen Rat geben?«

»Bitte.«

»Geh nach unten, nimm den toten Körper deiner Tochter aus der Schlinge und schaff ihn weg.«

»Was soll ich?« Man Leis Augen weiteten sich. »Ich soll ihn wegschaffen? Einfach so?«

»Ja.«

»Das geht nicht. Wir müssen die Polizei verständigen, Tiau.«

»Tatsächlich? Hast du dich schon derart weit von uns entfernt, daß dein Denken leidet?«

»Nein, aber…«

»Haben wir unsere Probleme nicht stets auch unter uns geregelt?

Haben wir das nicht?« Bei den letzten Worten gewann seine Stimme an Schärfe. Er stand im dünnen Flurlicht und wirkte schmal wie ein Schatten, dennoch sehr gefährlich.

»Das war früher so.«

»Es ist heute noch geblieben, Man Lei. Daran solltest du immer denken. Wir werden keine Polizei einschalten. Wir regeln es unter uns. Die Polizei würde nichts verstehen, rein gar nichts. Geh hinter das Haus und regle alles.«

»Und dann?«

»Bleib in der Wohnung. Warte hier. Die Götter müssen besänftigt werden, das weißt du.«

»Wie denn?«

»Durch dich, Man Lei. Zünde die Räucherstäbchen an. Versuch durch Gebete die Götter gnädig zu stimmen. Tu alles, meine Freundin, aber ich garantiere für nichts.«

Mehr sagte Tiau nicht. Er drehte sich auf der Stelle um und tauchte in den Flur. Wie ein durchscheinendes Gespenst schritt er in den fahlen Lichtschein hinein. Er verschwand, als hätte es ihn nie gegeben. Man Lei blieb zurück. Sie starrte ins Leere, war trotzdem sehr nachdenklich und ließ sich die Worte des Alten durch den Kopf gehen. Ihr fiel auf, welch eine undurchsichtige Figur er eigentlich war.

Stand er tatsächlich auf ihrer Seite, oder diente er einzig und allein den schrecklichen Göttern?

Man Lei wußte es nicht. Sie hob nur die Schultern und fragte sich, ob sie alles richtig machte, wenn sie so handelte, wie Tiau es wollte.

In diesem Haus hatten sich sie und ihre Tochter eigentlich immer wohl gefühlt. Nun aber kam es ihr vor, als wäre sie nur von lauter Feinden umgeben. Jeder wollte ihr etwas. Als sie durch den menschenleeren Flur schritt, fühlte sich Man Lei von zahlreichen Augen beobachtet, obwohl die Wohnungstüren geschlossen waren.

Das Gefühl blieb auch, als sie die Treppe nach unten ging. Die war schmal und eng, mit hohen Stufen versehen, auf denen ihre Tritte ein Echo hinterließen.

Unten angekommen, ging sie nach links. Hier gab es keine Lampe, sie mußte sich schon durch die Dunkelheit bis zur Hintertür tasten, die hinaus in den Garten führte oder was immer der kleine Hof auch darstellen sollte.

Die Tür quietschte, als sie aufgedrückt wurde. Der Wind wehte in den Hof hinein und hätte eigentlich auch die in der Schlinge hängende Leiche bewegen müssen.

Man Lei wandte sich nach links, denn genau dort mußte der Körper ihrer Tochter hängen.

Sie blickte an der Hauswand in die Höhe, sah die Schlinge, schaute genauer hin, schüttelte den Kopf und konnte nicht begreifen, daß sich

das Bild nicht änderte.
Das Oval der harten Hanfschlinge war leer. Keine Spur von Man Leis Tochter Osa…

***

Sie ist herausgerutscht. Sie muß einfach herausgerutscht sein! Dieser Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Es gab für sie einfach keine andere Möglichkeit.
Aber der Körper, der eigentlich hätte vor der Hauswand liegen müssen, lag nicht mehr dort.
Man Lei befeuchtete ihre spröden Lippen. Sie verstand plötzlich die Welt nicht mehr. Schweiß brach ihr aus und benetzte ihre Stirn.
Wie im Traum kam sie sich vor, als sie die nähere Umgebung absuchte, ohne die Tochter finden zu können.
Wo steckte Osa?
Ihr war klar, daß sie einen Sprung wie diesen nicht hatte überleben können. Sie mußte sich einfach das Genick gebrochen haben, und Menschen mit einem gebrochenen Genick konnten nicht einfach weiterleben. Noch einmal durchsuchte sie den schmalen Hinterhof und wurde das Gefühl nicht los, belauert zu werden.
Jemand hatte die Leiche vor ihr aus der Schlinge gezogen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Wahrscheinlich die beiden Namenlosen, die gekommen waren, um Osa als Opfer zu holen. Nie war sie richtig akzeptiert worden, denn Osas Vater war ein Weißer gewesen, so etwas konnten die Traditionalisten einfach nicht akzeptieren.
Fehltritte verzieh die Gemeinschaft nicht, auch wenn öffentlich nicht darüber gesprochen wurde. Der Mann hatte Man Lei schließlich verlassen. Wo er lebte, war ihr unbekannt. Vielleicht nicht mehr in London.
Den Kopf schüttelnd ging sie wieder zurück. Alles war ihr auf einmal so fremd geworden. Die Gedanken drehten sich einzig und allein um ihre Tochter und das Verschwinden der Leiche.
Wieder in die kleine Wohnung zurückgekehrt, schloß sie das Fenster. Im Licht einer Lampe betrachtete sie die Schlinge genauer.
Tatsächlich entdeckte sie an den Innenseiten des Stricks Hautfetzen. Man Lei schüttelte sich. Ihre Kehle saß plötzlich zu. Die Hautfetzen waren für sie der Beweis, daß ihre Tochter nicht mehr am Leben war. Trauer überkam sie, und die Schlinge rutschte ihr aus der Hand. Vor den Füßen klatschte sie zu Boden.
An der Tür klopfte es. Man Lei erschrak nicht einmal. Es störte sie auch nicht, daß Tiau die Wohnung betrat, sich umschaute, gegen das Licht blinzelte und die Schlinge auf dem Boden liegen sah.
»Du hast sie geholt?«

»Ja.«

»Und wo befindet sich die Leiche?«

Die Frau hob die Schultern. »Weg!« flüsterte sie mit spröder Stimme. »Sie ist weg.«

Tiau schob die geschwungenen Augenbrauen zusammen. »Das verstehe ich nicht…«

»Ich auch nicht.« Man Lei hob die Schultern. Dann fing sie an zu weinen. »Osa muß von den Männern, die hier eingedrungen sind, entführt worden sein.«

»Ach ja?«

»So ist es.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Dann geh hinunter. Schau dir den Hof an, du wirst meine Tochter nicht finden.«

Tiau schaute seine Nachbarin genau an. Sehr hart war sein Blick geworden. Er strömte Kälte aus. Bevor er nickte, hob er warnend einen Zeigefinger. »Wehe, wenn du uns anlügst, Man Lei, wehe…«

»Bitte geh jetzt!« Sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut für diese Worte fand. »Ich möchte, daß du meine Wohnung verläßt. Ich will dich nicht mehr sehen.«

»Ja, ich werde gehen. Doch der Felsen, den du ins Rollen gebracht hast, wird sich nicht mehr aufhalten lassen, Man Lei. Denk an meine Worte, du hältst ihn nicht mehr auf.«

Er zog die Tür hinter sich zu und ließ die Frau allein. Man Lei setzte sich. Sie starrte gegen den Fußboden und merkte nicht, wie die Zeit verrann.

Schließlich, es waren Stunden vergangen, schaffte sie es, wieder normal und logisch zu denken. Sie erinnerte sich an die zahlreichen Gespräche, die sie mit ihrer Tochter geführt hatte, und auch daran, daß aus Osas Mund einmal ein bestimmter Name gefallen war.

Der Name eines Landsmannes, der ebenfalls in London wohnte, allerdings etwas besonderes war.

Ein Polizist…

Verzweifelt dachte sie darüber nach, wie der Mann wohl heißen konnte. Osa hatte fest daran geglaubt, daß er seinen Landsleuten helfen würde, wenn diese mal in Schwierigkeiten steckten.

»Wie hieß er nur noch?«

Plötzlich hatte sie es. Eine blitzartige Idee. Der Mann war Inspektor bei Scotland Yard.

Suko!

Wenn ihr jemand helfen konnte, dann er. Und Man Lei beschloß, sich mit ihm in Verbindung zu setzen…

***

Lieber wäre Suko mit seinem Freund John Sinclair nach Italien geflogen, um dort einen gefährlichen Henker zu jagen, aber die Stimme der Frau hatte sich so ängstlich angehört, daß er diesen Fall vergaß und John allein fliegen ließ.[1]

Suko blieb in London und machte einen Termin aus. In die Wohnung der Man Lei hatte er nicht kommen sollen. Sie fühlte sich zu stark unter Kontrolle und Beobachtung. Deshalb hatte sie ihn gebeten, sich auf relativ neutralem Boden zu treffen – in einem China-Restaurant mit den Namen PEKING.

Suko kannte das Lokal. Es gehörte zu den größeren in der Stadt und lag im Südosten von London, in einem Viertel, wo zahlreiche Farbige wohnten, die in den letzten beiden Jahren Angst um eben diese ihre Wohnungen bekommen hatten, weil Häuser abgerissen werden sollten, damit ein neues Viertel entstehen konnte.

Natürlich nur für begüterte Menschen. Was mit den anderen geschah, ließ die Grundstückshaie kalt. Aber noch war es nicht soweit, denn es gab genügend Proteste und Gegenstimmen, auch aus den Reihen der verantwortlichen Weißen.

Suko hatte darauf verzichtet, mit seinem BMW zu fahren. Wenn er den Wagen unbewacht abstellte, ging er ein sehr großes Risiko ein.

Deshalb war er mit der U-Bahn gefahren, zum Ziel zu Fuß gegangen. Über dem Eingang zum Restaurant stand der Name des Hauses in lateinischen und chinesischen Schriftzeichen – als Leuchtbuchstaben.

Der Inspektor warf einen Blick durch die viereckigen Ausschnitte der Fenster. Dahinter brannte ein gelbliches Licht. Sehr weich floß es aus den mit Seidenschirmen bedeckten Lampen.

Suko ließ zwei männlichen Gästen den Vortritt, die ihm die polierten Messingtüren aufhielten. Der Reihe nach gingen sie durch eine schmale Lücke zwischen zwei Vorhängen, betraten dann das geräumige Restaurant. Es war wirklich groß, doch hatte es der Besitzer oder wer immer verstanden, ihm die wartesaalartige Atmosphäre zu nehmen, indem er es in zwei Ebenen unterteilte.

In der unteren befanden sich die lange Theke mit den Getränken und dahinter drei Türen, die allesamt in die große Küche führten.

Zwei Männer standen hinter der Theke. Sie grüßten höflich, als sie Suko sahen. Aus einer Ecke löste sich ein Mann im schwarzen Anzug. Sein öligglattes Haar fiel auf. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte einen Tisch haben.«

»Noch ist die freie Auswahl.« Suko nickte. Er blickte über den Knaben hinweg. Zur oberen Ebene führten drei Stufen hoch. Der große Platz selbst wurde durch ein rötlich schimmerndes Geländer eingegrenzt. »Dort oben würde ich gern sitzen.«

»Bitte sehr.« Der Geschniegelte deutete an, daß Suko vorgehen sollte.

Wenige Gäste verteilten sich an den Tischen. Manche aßen, andere

waren mit dem Studium der umfangreichen Speisekarte beschäftigt.

Suko entschied sich für einen Tisch am Geländer. Von diesem Ort aus hatte er einen guten Überblick und konnte auch zum Eingang hinsehen, denn das hatte die Frau, deren Beschreibung er telefonisch erfahren hatte, noch nicht entdeckt.

Man Lei mußte noch kommen. Zudem war Suko zehn Minuten zu früh am Ort. »Den Tisch haben Sie gut gewählt. Ich hätte Ihnen keinen besseren empfehlen können. Einen Reiswein auf Kosten des Hauses?«

»Ja, danke.«

»Er wird sofort kommen, der Herr.«

Ein junges Mädchen mit Pagenschnitt servierte ihn lächelnd. Suko war ein Freund dieses Getränks. Er schlürfte es aus der Schale.

Zwei Speisekarten ließ er sich ebenfalls bringen, schaute in die erste hinein und überflog nur die Vielzahl der angepriesenen Gerichte.

Er wußte sowieso, was er essen wollte.

Zunächst einen Salat aus Bambussprossen mit Hühnerfleisch, sehr scharf gewürzt, anschließend eine Frühlingsrolle. Dazu wollte er Mineralwasser trinken.

Da er Hunger verspürte, bestellte er bereits den Salat und auch das Wasser.

Es war genau sieben Minuten nach zwanzig Uhr, als eine Frau das Lokal betrat und Suko sofort davon überzeugt war, daß es sich nur um Man Lei handeln konnte.

Sie trug einen dunklen Staubmantel. Das allmählich grau gewordene Haar hatte sie zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten geformt. Sie wirkte schüchtern, wie sie sich umschaute. Dann sah sie Sukos Winken. Erleichterung zeichnete ihr Gesicht, das sah der Inspektor selbst aus dieser Entfernung.

Er stand auf, als die Frau seinen Tisch ansteuerte. »Inspektor Suko?« fragte sie leise.

»Ja.«

»Ich bin Man Lei.«

»Das wußte ich schon, als Sie hereinkamen. Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?«

»Ja, danke.«

Suko merkte, wie aufgeregt die Frau war. Nicht nur das, sie war auch sehr nervös, stand unter Streß und Druck. Schaute sich ständig um, als befürchtete sie, verfolgt oder belauscht zu werden.

Als Suko ihr den Stuhl zurechtrückte, ließ sie sich so vorsichtig nieder, als bestünde die Sitzfläche aus Glas. Auch sie bekam einen Reiswein, den sie dankend entgegennahm.

Man Lei trug ein schlichtes, blaues Kleid, das vorn geknöpft war.

Ihr Gesicht war von Sorge gezeichnet.

»Am besten wäre es«, sagte Suko, »wenn Sie sich etwas bestellen

würden.«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Eine Kleinigkeit werden Sie schon noch essen können.«

»Dann einen Salat wie Sie.«

»Sehr schön.« Suko bestellte ihn, während sich Man Lei ständig umschaute. »Was haben Sie? Werden Sie verfolgt?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung, aber ich glaube es mittlerweile.«

»Und weshalb?«

»Man hat es mir gesagt.«

»Dann ist Ihre Tochter, wie ich annehme, noch nicht wieder aufgetaucht?« fragte Suko. Man Lei hatte ihn bei ihrem Telefongespräch kurz eingeweiht.

»Nein.« Heftig schüttelte sie den Kopf.

»Und Sie wissen noch immer nicht, wo sie sein könnte?«

»So ist es.«

»Aber Sie gehen davon aus, daß sie tot ist?«

Man Lei nickte schwer. »Davon muß ich ausgehen. Sie hat sich selbst umgebracht. Ich rechne auch damit, daß sie von den beiden Unbekannten abgeholt wurde. Sie werden sie verbrannt haben.«

»Weshalb?«

Man Lei senkte die Stimme. »Als Opfer für die Zwerge«, flüsterte sie. »Ja, sie soll ein Opfer werden. Sie muß im heiligen Feuer sterben, damit sich die Zwerge kräftigen können.«

»Wer sind die Zwerge?«

»Kleine Dämonen, Götzen, was weiß ich. Sie sind Krüppel. Sie sind die Unfälle, die der Erhabene aus Jade damals geschaffen hat, aber nicht wollte.«

Suko legte die Stirn in Falten. »Können Sie darüber vielleicht mehr sagen?«

»Gern. Sie kennen die Legende nicht?«

»Momentan weiß ich damit nichts anzufangen. Es tut mir leid. Sie werden mich bestimmt aufklären.«

Zunächst wurde der Salat gebracht. Zeitlich so eingestellt, daß sie beide zugleich essen konnten.

Suko fand die Bambussprossen etwas zu wäßrig und das Geflügelfleisch zu weich. Man Lei aß zudem lustlos. Sie schaufelte Fleisch und Salat mit den Stäbchen in den Mund.

Die Schüssel war kaum zur Hälfte geleert, als sie sie zur Seite stellte. »Tut mir leid, Inspektor, ich… ich schaffe es nicht mehr.«

»Schon gut, aber Sie wollten mir etwas erzählen.«

»Ja.« Sie tupfte ihre Lippen ab. »Es ist die große alte Geschichte, die man sich noch immer erzählt. Sie handelt von der Entstehung der Menschheit. In unserer Mythologie heißt es, daß der Erhabene aus

Jade Lehm nahm und daraus die Menschen formte. Er hat sehr viele erschaffen, aber er wurde auch von dem großen Regen überrascht, der plötzlich und unerwartet über die Welt kam. Der Regen erfaßte seine Geschöpfe. Er zerstörte sie nicht alle, aber er spülte doch einige von ihnen weg, löste sie auf und machte sie zu Krüppeln. Der Erhabene aus Jade hatte dies nicht gewollt, er wollte gute Menschen schaffen, doch der Regen machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Die Krüppel kehrten nie wieder in sein Reich zurück, sie blieben draußen und verbündeten sich mit gefährlichen Dämonen, deren grausamen Atem sie ›schlürften‹.«

Suko nickte. »Die Geschichte habe ich gehört«, sagte er leise.

»Aber Sie müssen nicht alles glauben, was man sich erzählt.«

»Stimmt, ich glaube es auch nicht, aber die anderen können davon nicht loskommen. Sie glauben es. Einige haben sich mit den Dämonen verbündet, die trotz allem noch mächtiger sind als wir Menschen, und sie brauchen auch weiterhin ihre Opfer.«

»Wie läuft das ab?«

Man Lei senkte den Blick. Sie hatte Mühe, weiter zu sprechen. »Es ist so furchtbar, daß ich kaum darüber reden kann. Um sie zu besänftigen und ihnen gleichzeitig Kraft zu geben, müssen Opfer gebracht werden, verstehen Sie das?«

»Menschen?«

»Ja, ja!« stieß sie hervor. »Menschen. Und sie finden immer wieder welche, es ist ja so leicht.«

Suko wiegte den Kopf. »Ich will Ihre Worte nicht anzweifeln, aber ist es wirklich so leicht? Hat sich noch nie jemand dagegen gestemmt? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Doch es ist leicht!« rief sie laut. »Sehr leicht sogar, denn es gibt zu viele Personen, die schwarz ins Land gekommen sind. Geflohen aus ihrer alten Heimat. Sie werden über dunkle Kanäle nach London geschleust.«

»Stimmt, wir wissen von diesem Problem der illegalen Grenzgänger, können aber nichts dagegen tun.«

»Viele kommen aus dem Mutterland über Hongkong. Dort sitzen die Schlepper dann und schleusen die armen Geschöpfe nach England, wo sie ihre Überfahrt noch abarbeiten müssen.«

»Ihre Tochter gehörte nicht dazu?«

»Nein, sie war eine Ausnahme und hatte gleichzeitig einen Makel oder Fehler aufzuweisen, denn sie war ein Mischling. Ich habe mich vor etwas mehr als 23 Jahren mit einem weißen eingelassen. Der Mann ist gegangen, die Tochter ist mir geblieben. Wir wohnten zwischen meinen Landsleuten, wurden aber nie akzeptiert.«

»Das kann ich mir vorstellen. Manche unserer Landsleute sind eben sehr konservativ.«

»Das ist vornehm ausgedrückt. Ich würde sagen, daß sie grausam und gnadenlos sind.«

Sukos Frühlingsrolle kam. Sie war knusprig und die dazu servierte Soße roch sehr würzig. Während Suko die Frühlingsrolle in der Mitte zerteilte, stellte er die nächste Frage. »Kommen wir auf Ihre Tochter zurück, Man Lei. Ich kenne sie nicht, kann mir allerdings vorstellen, daß sie nicht zu denjenigen gehörte, die sich nicht wehrten.«

»Da haben Sie recht. Meine Tochter Osa war in den Augen vieler Nachbarn der Makel des Hauses.«

»Weshalb? Nur weil sie ein Mischling…?«

»Nein, Inspektor. Sie hatte das Glück oder das Pech sehr intelligent zu sein. Osa studierte Informatik. Man hat ihr sogar das Studium bezahlt. Ein Stipendium, sagt man wohl.«

»Sehr richtig.«

»Das paßte fast allen nicht. Sie ist ausgebrochen, hat den Ring durchschlagen, so etwas nimmt man nicht so ohne weiteres hin, Sie verstehen?«

»Verstehen schon, nur nicht begreifen.« Suko aß den ersten Bissen und fand die Frühlingsrolle passabel, im Gegensatz zu dem vorher servierten Salat.

»Sie sind selbst Chinese, Inspektor. Sie kennen die alten Regeln, die es leider noch gibt.«

»Das schon, aber…«

»Kein Aber – bitte. Man hat wohl nur darauf gewartet, daß es einmal geschah.«

Suko aß die Frühlingsrolle mit einem normalen Besteck. Das ließ er sinken und fragte: »Wer genau sind Ihre Gegner?«

Man Lei hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich kann Ihnen keine Namen nennen. Vielleicht alle.«

»Was heißt das?«

»Die Nachbarn, die Leute im Haus. Sie haben uns schon seit langem geschnitten, Tiau ebenfalls.«

»Wer ist das?«

»Der älteste Hausbewohner, fast ein Greis. Aber vor ihm fürchten sich die Menschen.«

»Sie auch?«

»Und ob. Ich… ich habe ihn gesehen. Er kam in meine Wohnung und riet mir Osa abzuschneiden oder aus der Schlinge heben. Die Polizei sollte ich nicht verständigen.«

»Weshalb nicht?«

»Wir haben das immer unter uns geregelt, sagt er.«

»Ach so.«

»Glauben Sie mir nicht, Inspektor?«

»Doch.« Suko kaute und nickte. »Ich glaube Ihnen alles. Wichtig ist

jetzt, daß Sie sich nicht mehr fürchten.«

»Wenn das so einfach wäre. Ich soll doch bestraft werden, weil den Krüppeln ein Opfer entgangen ist. Für meine Tochter muß ich die tödliche Buße auf mich nehmen.«

»Hat Ihnen das auch dieser Tiau gesagt?«

»So ist es.«

»Dann sollte ich mich einmal mit ihm näher beschäftigen. Am besten noch heute.«

Man Lei staunte. »Sie… Sie wollen mit mir in meine Wohnung gehen?«

Suko lachte. »Warum nicht?«

»Weil es gefährlich ist, glauben Sie mir. Es ist unwahrscheinlich gefährlich. Alle stehen gegen uns. Deshalb wollte ich Sie auch außerhalb des Bereichs treffen.«

»Ich sehe das etwas anders. Wenn Sie nicht wollen, Man Lei, gehe ich allein.«

Sie sagte nichts, doch sie hatte den Kopf nach rechts gedreht und schaute über die Abtrennung hinweg. Zwei Männer hatten das Lokal betreten. Sie bewegten sich parallel zur Theke und taten so, als wären sie harmlose Gäste, schienen aber bekannt zu sein, denn der Knabe im schwarzen Anzug wieselte herbei, sprach mit ihnen, ohne den beiden allerdings einen Platz anzuweisen.

Suko war die unnatürliche Haltung seiner Gesprächspartnerin aufgefallen. »Das… das sind sie …«

»Wer?«

»Die beiden mit den zu dünnen Zöpfen geflochtenen Haaren, von denen ich Ihnen berichtet habe. Sie kamen in meine Wohnung und wollten die Tochter abholen.«

»Danke«, sagte Suko. Er schaute hin. Im gleichen Augenblick drehten auch die beiden Männer Suko ihre Gesichter zu.

Der Inspektor schaute nicht weg, er prägte sich die Physiognomien genau ein.

Wenn es den Begriff chinesische Galgenvogelvisagen je gegeben haben sollte, so traf er auf die beiden Kerle zu. Doch merkwürdig war, daß sie relativ dunkle Haut hatten. Sie trugen dunkle Jacken aus dünnem Kunstleder, darunter Pullover und Jeans.

Wie auf Kommando verzogen sich ihre Lippen zu einem Grinsen, als sie Suko anschauten. Es sah so aus, als wollten sie den Inspektor vorwarnen.

Der Geschäftsführer oder Besitzer sah nicht rüber. Er wandte sich ab und verschwand in der Küche.

»Nun?« Man Leis Stimme zitterte. »Haben Sie die beiden Kerle gesehen, Inspektor?«

»Und was sagen Sie?«

»Vertrauenerweckend sehen sie nicht gerade aus.«

»Das meine ich. Wir sollten verschwinden. Ich… ich kann hier nicht länger mehr bleiben.«

»Warten wir es ab. Zufällig sind die Kerle nicht aufgetaucht. Sie werden etwas von uns wollen.«

»Ja, töten!«

Suko winkte ab. »So einfach tötet man einen Menschen nicht, glauben Sie mir.«

»Die schon, Inspektor, die sind besessen. Ich spüre es. Ich habe es im Gefühl.«

Jemand trat an ihren Tisch. Suko hatte den Mann im senfgelben Umhang schon gesehen. Besonders auffallend war zudem noch sein dünner Ziegenbart und die leicht zitternden Fäden auf seiner Oberlippe. Das Gesicht bestand aus einem wahren Muster aus Falten, die Lippen waren kaum zu erkennen. Unter den geschwungenen Brauen glitzerten die Augen wie dunkles Eis, über das jemand Wasser geschüttet hatte.

Man Lei saß steif auf ihrem Platz. Das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, denn der Mann war neben dem Tisch stehengeblieben.

»Tiau!« sagte sie nur…

***

»Ja, meine Liebe, ich bin es. Dein Nachbar.« Er nickte Suko zu. »Sie entschuldigen?«

»Bitte.«

Der Greis beugte sich vor. »Habe ich dir nicht gesagt, Man Lei, daß du in der Wohnung bleiben sollst?«

»Das… das hast du.«

»Und du bist trotzdem gegangen.«

»Ja, ja, ich wollte einfach. Ich kann nicht immer bleiben. Die Erinnerungen an meine Tochter sind zu stark.«

»Osa ist tot.«

»Woher wissen Sie das, Tiau?« Zum erstenmal mischte sich Suko ein.

Der Greis schaute ihn an. Er stand noch immer. Suko dachte auch nicht daran, ihm den dritten Stuhl anzubieten. »Sie kennen meinen Namen?«

»Ich kenne viele.«

»Und Sie?«

Suko hob die Schultern. »Ich bin ein Freund aus alten Tagen. Oder sagen wir ein Freund von Osa. Ich habe sie gemocht, wir waren öfter zusammen! Ich möchte wissen, was mit ihr geschehen ist?«

»Sie ist tot. Sie hat sich erhängt.«

»Das hat mir ihre Mutter auch schon erzählt. Nur will ich daran nicht glauben.«

»Sie muß sich das Genick gebrochen haben, denn sie sprang mit der Schlinge um den Hals aus dem zweiten Stock. Das kann niemand überleben, glauben Sie mir.«

»Sie sollte abgeholt werden, nicht?«

Die Augenbrauen des alten Chinesen zuckten. »Du bist gut informiert, wie ich sehe.«

»Es geht.«

»Vielleicht zu gut…« Er beugte sich vor.

»Sie stören, Tiau.«

»Ich weiß. Deshalb werde ich auch gehen. Komm, Man Lei, du wirst mich begleiten.«

»Nein!« Ihre Stimme zitterte vor Furcht, dennoch hatte sie sich überwunden, dagegen zu sprechen.

»Was?« Er konnte es kaum glauben und schüttelte den Kopf. »Du stemmst dich dagegen?«

»So ist es.«

»Aber das kannst du nicht, Man Lei. Du darfst uns nicht verraten. Du bist uns etwas schuldig.«

»Sagen Sie Ihren Zwergen, daß wir sie zertreten werden!« erklärte Suko. »Und merken Sie sich eins: Wenn Man Lei nicht will, dann bleibt sie hier.«

Tiau schaute den Inspektor an. Er sagte nichts, doch seine Blicke sprachen Bände. Sie waren grausam, sie waren gnadenlos, und er ballte seine schmalen Hände zu Fäusten.

»Verstanden?«

»Ich frage dich noch einmal, Man Lei. Willst du mit mir gehen? Überleg es dir genau.«

Die Frau zögerte. Sie schaute nicht Tiau an, sondern Suko, als würde sie von ihm eine Antwort erwarten.

Der Inspektor sagte bewußt nichts. Bisher hatte Man Lei allein entschieden, das mußte sie ab sofort auch. Sie schwitzte stark. Der Schweiß lag glänzend auf ihrer Stirn.

»Ich warte auf die Antwort, Man Lei!«

Die Frau hatte sich entschlossen. Nur redete sie nicht, sie schüttelte den Kopf. Hölzern und starr sah es aus. Ihre Augen waren weit geöffnet, der Atem drang wie ein leises Pfeifen über ihre Lippen.

»Du bleibst dabei?« fragte er leise.

»Ja, ich lasse es mir nicht aus der Hand nehmen. Ich will wissen, was mit meiner Tochter geschehen ist! Ich kann nicht warten, bis sich etwas ereignet.«

»Gut, ich habe dich verstanden!« erwiderte Tiau.

»Und was passiert jetzt?« richtete Suko seine lauernde Frage an den Greis.

»Ich werde gehen«, erwiderte der alte Chinese. »Meine Pflicht habe

ich getan.« Er schaute noch einmal auf Man Lei. Sein Blick war kalt und geschliffen. Von diesem Menschen würde die Frau keine Hilfe erwarten können.

Suko mußte ihn gehen lassen. Er konnte ihn nicht verhaften, denn der Greis hatte sich nichts zuschulden kommen lassen. Er deutete eine Verbeugung an und verschwand ebenso lautlos, wie er gekommen war.

Suko blickte ihm nach. Man Lei senkte den Kopf. Sie wischte mit einem Tuch über ihre Stirn, die Bewegungen wirkten müde, abgespannt. Die Energie schien sie verlassen zu haben, Suko nickte ihr zu. »Ich würde vorschlagen, daß Sie nicht mehr zurück in Ihre Wohnung gehen.«

»Ja…« Dann lachte sie. »Aber wohin soll ich gehen? Können Sie mir das sagen?«

»Wir finden da schon eine Möglichkeit. Notfalls bleiben Sie beim Yard!«

»In einer Zelle?«

»Warum nicht? Sie dürfen sich den Raum nicht als Gitterzelle vorstellen. Für Menschen, die wir in Schutzhaft nehmen, gilt eher der Begriff eines Hotelzimmers.«

Sie hob die Schultern. »Ich mache ja alles, wenn Sie nur meine Tochter herbeischaffen.«

»Das werde ich versuchen.«

»Es ist auch nicht schlimm, wenn ich nur ihre Leiche sehe. Ich will einfach wissen, was mit ihr geschehen ist. Diese Ungewißheit macht mich einfach verrückt.«

»Das kann ich verstehen. Wir sollten auf alle Fälle zahlen.« Suko drehte sich auf dem Stuhl. Er suchte die Bedienung oder den Geschäftsführer. Beide waren nicht in der Nähe. Dafür jedoch passierte etwas anderes, etwas für die Gäste völlig Überraschendes.

Plötzlich verlöschte das Licht!

Schlagartig saßen die Gäste im Dunkeln und konnten kaum die Hand vor Augen sehen, denn vor den Fenstern hingen dicke Vorhänge, zudem war es draußen dunkel.

Suko sah Man Lei nur als Schatten. Ihre Hand kroch über den Tisch und faßte nach seiner. »Das gilt uns!« flüsterte sie scharf. »Das gilt bestimmt uns!«

»Okay, abwarten. Behalten Sie um Himmels willen die Nerven, und ducken Sie sich.«

»Was soll ich, bitte?«

»Ducken!«

Man Lei gehorchte. Sie blieb zwar auf dem Stuhl sitzen, kauerte sich aber an der Abtrennung zusammen. Wären Weiße als Gäste im Restaurant gewesen, hätte es möglicherweise eine Panik gegeben.

Bei den ausschließlich chinesischen Gästen passiert das nicht. Sie verhielten sich diszipliniert und ruhig. Niemand beschwerte sich oder begann zu toben.

Dafür meldete sich der Geschäftsführer. Er sprach in einem chinesischen Dialekt, den sogar Suko nur schwer verstand, und er redete davon, daß der Schaden in Kürze behoben sein würde.

Stockfinster war es natürlich nicht. Suko schaute nach links und konnte die Umrisse der Theke ausmachen. Er sah auch, daß eine der drei Küchentüren aufschwang.

Nur von den beiden Galgenvögeln hatte er nichts gesehen. Sie schienen ihre Plätze gewechselt zu haben.

»Was machen wir jetzt?« wisperte ihm die Frau zu.

»Wir werden versuchen, das Lokal zu verlassen.«

»Ohne Bezahlung?«

Suko lachte leise. »Das werde ich später regeln.« Er wollte aufstehen, als die Bedienung erschien. Ein Streichholz ratschte über eine Fläche. Im nächsten Augenblick fing ein Kerzendocht Feuer, dann stellte die Frau die brennende Kerze zwischen Suko und seinen Gast.

Nicht nur ihr Tisch bekam Beleuchtung. Auch die anderen wurden mit natürlichen Lichtquellen bestückt.

»Es dauert wirklich nicht lange«, sagte die Kleine. »Wir haben die Kerzen nur sicherheitshalber…«

»Schon gut.« Suko drückte ihr einen Schein in die Hand. »Das reicht für die Rechnung, der Rest ist für Sie.«

»Danke.« Sie war etwas verwirrt.

Suko stand schon. Man Lei folgte seinem Beispiel und drückte sich am Tisch entlang. Suko nahm ihre Hand. Das Zittern war noch nicht vorbei. »Wir werden auf die Tür zugehen und verschwinden. Alles andere kann uns egal sein.«

»Wie… wie Sie meinen.«

Als sie nebeneinander über die Treppenstufen schritten, schwang wieder eine der Küchentüren auf. Dahinter war es ebenfalls dunkel.

Daß trotzdem ein Licht flackerte, lag an den beiden flambierten Spießen, die ein Kellner auf einer großen Platte trug. Die Spieße schmückten einen ovalförmigen Reisberg.

Die Leute ließen sich nicht aus der Ruhe bringen. Auch der Kellner ging mit gelassenen Bewegungen dorthin, wo er die Platte servieren wollte.

Der Tisch befand sich in der Nähe der Tür. Auf ihn stand eine Kerze, was Suko sehr wohl wahrnahm.

Er ging weiter.

Der Kellner servierte, als sich er und Man Lei noch drei Schritte vor der Tür entfernt befanden.

Dann ging alles blitzschnell.

Der Kellner schrie überrascht auf, als er einen Stoß bekam, der ihn zurückbeförderte.

Gleichzeitig packte jeder der beiden Gäste einen Spieß auf.

Suko sah die Gefahr. Flammenreste huschten als Widerschein über die beiden flachen Gesichter der Kerle, die noch vor kurzem an der Theke gestanden hatten.

Die Fleischspieße bildeten die Verlängerung der Hände.

Einen Moment später nicht mehr.

Da schleuderten sie die flammenden Fleischspieße auf Suko und seinen weiblichen Schützling zu…

***

Sie waren leider gut gezielt, diese Kerle konnten als wahre Meister ihres Fachs angesehen werden. Die mit Fleisch bestückten Feuerpfeile jagten fast parallel und leicht versetzt in Richtung Ziel. Suko hätte einem Pfeil ausweichen können, er besaß die entsprechenden Reflexe. Da war noch die Frau.

Suko schleuderte sie gegen die Tür, wo sie auf den Vorhang zufiel, in den sie sich wickelte. Er selbst war weggetaucht, so daß der tödliche Flammengruß über ihn hinwegflog und irgendwo im Hintergrund des Lokals in einen Tisch schlug.

Suko hörte es noch scheppern, da befand er sich bereits auf dem Weg. Auch der zweite Spieß hatte nicht getroffen. Man Lei war ihm entwischt, und Suko griff an.

Die Typen waren überrascht, daß die Spieße nicht getroffen hatten. Das nutzte Suko aus. Er bekam sie zugleich an den Haaren zu fassen und stieß ihre Köpfe zusammen.

Die Gesichter verzerrten sich, dann kippten die Typen weg. In den nächsten Minuten waren sie beschäftigt.

Sofort kreiselte Suko herum.

Von der Treppe her raste ein weiterer Gegner heran. Er hielt einen Dolch in der Hand, schleuderte ihn, die Klinge wischte am Kopf des Inspektors vorbei und genau in den Vorhang.

Der Messerwerfer hatte soviel Schwung, daß er in Sukos Handkantenschlag hineinlief und umkippte.

Wo war der nächste?

Suko kam in Form. Die Gäste griffen nicht ein. Sie hockten starr an ihren Tischen.

Ein Spurt brachte Suko bis an den Vorhang, wo sich Man Lei befinden mußte.

Sie lag zwischen Vorhang und Tür, innerhalb der kleinen Insel.

Fast wäre Suko noch über sie gestolpert. Er hob im letzten Augenblick das Bein an und hörte Man Leis Stöhnen.

Auch ohne hingesehen zu haben, wußte der Inspektor Bescheid.

Das geworfene Messer mußte sie zumindest verletzt haben.

Mit einem Blick fetzte er die Bahnen auseinander. Das Restlicht der Kerzen spiegelte sich auf dem blanken Griff des Messers, das im Rücken der Frau steckte.

Es war ein schreckliches Bild, das die schlimmsten Befürchtungen in Suko hochschießen ließ. An sich selbst dachte er nicht, er wollte sehen, was mit der Frau geschehen war.

Das Messer steckte verdammt nahe am Herzen, zu nahe für Sukos Geschmack. Er kniete nieder, das Gesicht der Frau schimmerte wie ein blaßgrauer Fleck. Der Schweiß glänzte auf der Haut, die Augen waren noch weit geöffnet, und sie versuchte auch, einige Worte zu formulieren.

»Warten Sie«, sagte Suko. »Nein, bitte nicht. Ich werde einen Arzt holen, Sie kommen…«

»Es ist zu spät, Inspektor!« röchelte die Frau. »Es ist einfach zu spät, glauben Sie mir…«

»Bitte, ich…«

»Zu spät, zu spät…« Sie klammerte sich am Handgelenk des Inspektors fest. »Bitte … suchen Sie meine Tochter! Sie müssen sie finden. Versprechen Sie mir das?«

»Ja!«

»Dann ist es gut.«

Plötzlich bäumte sich ihr Körper auf. Blut drang aus ihrem Mund, der Blick brach. Glanzlos und mit weit geöffneten Augen blieb die Frau liegen.

Man Lei war tot!

Als Suko sich in die Höhe drückte, hatte sich sein Gesichtsausdruck verändert. Ein Mord war buchstäblich vor seinen Augen geschehen, und er wußte, wer der Mörder war.

Ihn wollte sich Suko holen.

Die flüsternd geführten Gespräche verstummten, als sich der Inspektor drehte und in das von Kerzenlicht erhellte Restaurant schaute, wo die Gäste wirkten, als wären sie nur Staffage eines blutigen Dramas à la Shakespeare.

Die Spieße brannten längst nicht mehr. Zum Glück hatte nichts Feuer gefangen. Nur auf dem Boden glänzten zwei verkohlte Stellen wie riesige Augen.

Jemand kam auf Suko zu. Er löste sich aus dem Halbdämmer. Im Licht der Kerzen warf sein Körper einen Schatten, der viel zu groß für diesen mittelmäßig kleinen Kerl war. Der Geschäftsführer schlich heran wie das schlechte Gewissen persönlich oder wie einer, der falschspielte und noch einen Trick im Ärmel hatte.

Suko wartete nicht auf ihn. Er ging vor. Ehe sich der Schwarzhaarige versah, hatte Suko ihn gepackt und die Revers seines Jacketts so hart

gedreht, daß sich der andere wie in einer Zwangsjacke vorkommen mußte.

Er rollte mit den Augen. Im unnatürlichen Kerzenlicht wirkte sein Gesicht wie eine Schattenmaske.

»Was… was wollen Sie von mir?« würgte er.

»Hör zu, Landsmann!« Suko sprach das letzte Wort verächtlich aus. »Ich weiß nicht genau, was hier gespielt wird, aber eines ist sicher: In mir habt ihr euch den Falschen ausgesucht. Ein Mord vor den Augen eines Yard-Inspektors. Das kommt auch nicht alle Tage vor.«

»Was?« Der Knabe zitterte. »Sie sind…«

»Vom Yard, richtig.«

»Aber ich kann nichts dazu!« begann er zu jammern. »Ich habe alles getan, ich bin überfordert.«

Suko stieß ihn weg, als wäre er mit Schmutz besudelt. Ein Gast mußte den Mann abfangen. »Rühren Sie sich nicht von der Stelle!« warnte Suko ihn. »Machen Sie keinen Unsinn!«

»Was soll das denn?«

Der Inspektor kümmerte sich nicht um ihn. Er wollte den heimtückischen Killer.

Sein Karatehieb hatte ausgereicht, um den Mann für eine Weile in den Schlaf zu schicken. Suko wollte ihn auch nicht aufwecken. Für Typen wie ihn trug er immer etwas Bestimmtes bei sich.

Es waren Handschellen. Keine aus Stahl, dafür die neuen aus hartem Kunststoff. Sie waren leichter als die üblichen aus Stahl.

Suko drehte den Mann auf den Bauch, hebelte ihm einen Arm auf den Rücken und wollte den Kreis um dessen Handgelenk schließen, als er plötzlich das Heulen hörte.

Es war ein jaulender, ein klagender und ein gefährlich klingender Ton, der die trügerische Ruhe des Lokals durchbrach und wie das Signal für einen Angriff galt.

Suko schnellte hoch.

Im gleichen Moment huschte etwas auf ihn zu. Bösartig, kreischend und mordlüstern.

Einer der tödlichen Zwerge!

***

Suko war beileibe nicht nach Lachen zumute, auch wenn dieses kleine Monstrum so wirkte. Es reichte dem Inspektor höchstens bis an den Gürtel. Im Verhältnis zum Körper war der Kopf übernatürlich groß. Geifer schäumte vor dem Maul und bildete einen hellen Kontrast zu dem lehmfarbenen, runzligen Gesicht, wo über gelbgrünen Augen dichte Brauen wuchsen, die an helle Balken erinnerten.

Gelbgrüne Augen leuchteten wie Laternen. Die Lippen waren kaum zu sehen. Sie wirkten breit, hatten Ähnlichkeit mit einem Halbmond,

dessen Enden nach oben gezogen waren.
Zwei Dinge fielen noch mehr auf.
Einmal war es die lange Nase, die wie ein Knochen vorstach, zum anderen die Ohren. Groß und spitz waren sie. Mr. Spock in der Serie Star Treck war mit ähnlichen Hörorganen ausgestattet gewesen.
Chinesisch jedenfalls sah der böse Zwerg nicht aus, und Suko konnte ihn nur deshalb so gut erkennen, weil der Angreifer mitten in der Bewegung stehengeblieben war.
Der Schaum wollte nicht aufhören, aus dem Maul zu fließen. Er benetzte den Hals und tropfte auch gegen das Hemd, wo er nasse Flecken auf dem roten Stoff hinterließ.
Wenn Blicke töten könnten, wäre Suko schon längst gestorben, so hart schaute ihn das kleine Monstrum an. Der Inspektor war etwas irritiert. Weder von den anwesenden Gästen noch vom Personal rührte sich jemand. Sie alle starrten auf das kleine Monstrum und auf den Fremden. Im Hintergrund bewegten sich die Spießwerfer, die ihre Konditionsschwächen überwunden hatten.
Der Zwerg griff Suko nicht an. Er bewegte sich zur Seite und begann, einen Kreis zu gehen. Mehrmals umrundete er den Inspektor, starrte ihn an, lachte dabei krächzend auf und bewegte die langen Finger, als versuche er Suko zu erwürgen.
»Was soll das?« Der Inspektor wandte sich an den geschniegelten Geschäftsführer.
»Wieso?«
»Ich möchte eine Erklärung haben. Dieser Zwerg ist nicht normal. Gehört er zu Ihnen?«
»Das geht Sie nichts an.«
»O doch. Mich geht hier einiges an, mein Freund. Ich möchte von Ihnen wissen…«
Da stürzte der Zwerg vor. Suko hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, trat zu, erwischte ihn aber nicht voll. Mit seinen langen Fingern konnte sich der Kleine noch an Sukos Hosenbeinen festklammern und ließ sich, als Suko sich drehte, von ihm mitschleifen.
Dann biß er zu.
Zähne hatte Suko nicht gesehen, weil sie hinter dem Geifer verschwunden waren. Sie waren spitz, glichen kleinen Messern, durchdrangen den Stoff und die Haut.
Suko spürte die Bisse in seiner Wade. Für einen Moment schoß eine Flamme durch sein rechtes Bein. Vom Knöchel bis hin zum Oberschenkel schien alles in eine Feuerlohe getaucht zu sein. Suko hörte wieder das Heulen, als ihn der Kleine losließ, zurücksprang und zuschaute, wie es dem Größeren erging.
Suko wollte sich wehren. Er hatte bereits den Fuß angehoben, aber er

schaffte den Tritt nicht mehr. Schwer wie Blei war sein Fuß geworden; er zerrte ihn zur Seite. Der Schmerz war ebenfalls nicht abgeflacht. Sein Bein brannte, und als er den Fuß aufsetzte, da knickte Suko um. Ein fürchterlicher Gedanke schoß durch seinen Kopf. Er hatte es nicht geschafft, es war vorbei, er hatte sich einfach zuviel vorgenommen. Die Welt geriet in einen Kreisel, der sich gedankenschnell drehte, sich dabei zusammenzog und Suko von seinem äußeren Rand in die Mitte hineinzog, um ihn dort verschwinden zu lassen.

Er raste in den Boden!

Der Kreisel, das Loch, die Schwärze, die aus ihm hervorstieg und den Inspektor schluckte.

Das alles war einfach furchtbar. Suko kam sich vor wie jemand, der Hilfe brauchte, aber nicht fand. Der Kreisel stieg. Er umfaßte seine Hüften, wanderte an der Brust entlang in die Höhe, um seinen Kopf zu erreichen.

Noch konnte er sehen und erkannte um sich herum diejenigen, die einfach nur zuschauten. Sie standen da, freuten sich, grinsten, lachten und hatten ihren Spaß.

Da war keiner mehr auf seinem Platz geblieben. Sie kamen und schauten. Vergeblich kämpfte der Inspektor gegen den Horror an.

Der Boden gab ihm keinen Halt mehr. Er öffnete sich unter ihm, um ihn zu schlucken. Zuletzt sah Suko das grinsende Gesicht des Messerwerfers, der sich erhoben hatte und schwankend vor ihm stand.

Eine Faust raste auf sein Kinn zu. Den Schlag bekam Suko kaum mit. In seinem Schädel funkte irgend etwas auf, dann kippte er nach hinten und schlug auf den Boden.

Er selbst hatte das Gefühl, in einen tiefen Tunnel zu fallen, der ihn nicht mehr loslassen wollte.

Aus, vorbei…

Wie auf Kommando erhoben sich die Gäste von ihren Plätzen. An der Tür entstand Bewegung.

Wie ein Geist erschien der alte Tiau. Lautlos war er über die Tote hinweggestiegen, blieb vor der Tür stehen, schaute sich um und sah die Blicke der Anwesenden auf sich gerichtet. Dann deutete er auf den Bewußtlosen. »Niemand hat etwas gesehen, niemand hat etwas gehört«, erklärte er gerade so laut, daß jeder seine Worte verstehen konnte. »Wenn ihr gefragt werdet gilt das Schweigegesetz der Sippen. Habt ihr verstanden?«

Sie nickten.

Einer der Messerwerfer hatte eine direkte Frage. »Was werden wir mit ihm machen?«

Tiau überlegte nicht lange. »Osa ist verschwunden, ihre Mutter existiert nur mehr als Tote, also müssen wir uns an ihn wenden.«

»Opfern?«

»Ja.« Tiau lächelte. »Und nicht nur das. Wir werden ihn auch verbrennen, diesen kleinen Schnüffler…«

***

Italien und damit die Begegnung mit dem Henker sowie mit dem Spuk und einem verräterischen Mönch lagen hinter mir. Ein Fall, der sich zu einem brisanten Abenteuer entwickelt und mir wieder einmal bewiesen hatte, daß auch der Spuk noch mitmischte. Oft hielt er sich im Hintergrund auf, aber wenn es nötig war, drängte er sich nach vorn und bewies seine gewaltige Stärke.

Wahrscheinlich lag es am Wetter und am Streß der letzten Tage, daß ich mich des Abends hundemüde fühlte. Ich war einfach kaputt und freute mich auf mein Bett, um endlich fest durchschlafen zu können.

Das schaffte ich auch.

Am nächsten Morgen, nach der Dusche, fühlte ich mich wie neugeboren, bereitete mir pfeifend mein Frühstück zu. Zwei Eier mit einer Portion Speck schlug ich in die Pfanne, trank zwei Tassen Kaffee dazu und schaute dabei aus dem Fenster.

Gestern abend waren die Straßen in London noch feucht gewesen.

Das Wetter jedoch hatte sich über Nacht geändert. Zwar sah der Himmel aus, wie mit Bleiplatten übergossen, aber dazwischen und auch hinter dem fahlen Grau schimmerte ein weißer Kreis, die Sonne.

Ich kannte die Vorzeichen. Im Laufe des Vormittags würden die grauen Wolken verschwinden und die Sonne durchlassen, die wieder die unnatürlich warmen Temperaturen brachte, für die dieser komische Winter allmählich berühmt war. So würde er auch in die Geschichte eingehen, da war ich mir sicher.

Ich stellte das Geschirr in die Spüle, nahm die Jacke mit und schellte nebenan bei Suko.

Niemand öffnete.

Das machte mich stutzig. Mit dem Ersatzschlüssel schloß ich auf und betrat eine leere Wohnung. Wo ich auch hinschaute, von Suko entdeckte ich keine Spur.

Weshalb war er verschwunden? Er hätte mir zumindest eine Nachricht hinterlassen können. Im Schlafzimmer fiel mein Blick auf das gemachte Bett. Von Suko keine Spur.

Allmählich wurde ich unruhig, redete mir aber gleichzeitig ein, daß mein Freund, während ich in Italien war, sicherlich einen anderen Fall am Hals hatte und außer Haus ermitteln mußte. Das war bei uns schon mehr als üblich.

Trotzdem gefiel mir die Sache nicht. Den Grund konnte ich selbst nicht sagen. Irgend etwas lag in der Luft, war falsch gelaufen, das merkte ich genau.

Ich verließ das Schlafzimmer wieder und fuhr hinunter in die

Tiefgarage.
Dort stand der BMW. Diamantschwarz, glänzend, ein stilles Raubtier auf vier Rädern, Suko neuestes Hobby. Damit war er also nicht unterwegs.
Ich beschloß, mit dem Yard-Rover ins Büro zu fahren und diesmal auf die U-Bahn zu verzichten.
Natürlich geriet ich wieder in den Berufsverkehr, aber er war nicht so schlimm wie an verregneten Tagen, wo sich alles zusammendrängte und oft nichts mehr ging.
Ich kam sogar noch früh an und betrat das Vorzimmer, wo Glenda Perkins soeben ihren Mantel auszog und ihn an die Garderobe hängte.
Als sie herumfuhr und mich sah, verließ ein leiser Schrei ihren Mund.
»Hast du mich erschreckt.«
»Wieso?«
»Du bist so leise gekommen.«
»Das habe ich mir im Kloster angewöhnt.«
»Ach so – ja. Wie ist es denn gelaufen?«
»Ich lebe noch.«
»Aber nur halb – oder?«
»Wieso?«
»Du machst den Eindruck, als wäre dir eine dicke Laus über die Leber gelaufen.«
»Nicht direkt. Es geht mir mehr um Suko. Weißt du eigentlich, wo er sich aufhält?«
»Nein.«
»Dann ist er unterwegs. Ich meine, um einen Fall zu lösen oder so.«
»Was redest du denn da?«
»Er war nicht zu Hause.«
Glenda hob die Schultern, nahm die Kaffeekanne und ging, um frisches Wasser zu holen. »Das kann doch mal passieren, daß jemand über Nacht wegbleibt. Schließlich ist Suko erwachsen.«
»Stimmt. Ich bin trotzdem mißtrauisch.«
Sie ging. Die pinkfarbene Jacke stand ihr gut. Dazu trug sie einen engen Rock in der gleichen Farbe, und in der dunklen Haarpracht steckte ein ebenfalls pinkfarbener Kamm. Glenda war modisch auf dem laufenden. Ich freute mich schon auf den Sommer, wenn sie die neuen Kleidungsstücke präsentierte.
Das Büro am frühen Morgen und ohne Suko kam mir irgendwie verwaist vor. Ich pflanzte mich hinter den Schreibtisch und schob die angesammelten Papiere zur Seite. Er waren in der Regel Meldungen über die Dinge, die sich in London ereignet hatten.
Aus dem Nebenraum hörte ich Glendas Frage. »Ist Suko noch immer nicht da?«

»Nein.«
»Komisch.«
»Finde ich auch.« Die Kaffeemaschine gab ihre spuckenden Geräusche ab, und Glenda erschien in der Tür. »Ich weiß auch nicht, in welch einem Fall er unterwegs ist.«
»Was ist mit Sir James?«
»Er ist noch nicht da.«
»Kommt er später?«
»Kann sein.«
Ich strich durch mein Haar und schaute das Telefon wie hypnotisierend an. Es rührte sich nicht, blieb still und schien mich höhnisch anzugrinsen.
Glenda brachte den Kaffee. Sie hatte sich auch eine Tasse eingeschenkt. Nach den ersten Schlucken und einem scharfen Nachdenken fiel mir etwas ein. »Bevor ich fuhr«, sprach ich mehr zu mir selbst, »da hat Suko etwas von einem Fall erzählt, der einen seiner Vettern betrifft. Du weißt, Glenda, daß die Chinesen sich gegenseitig als Vettern bezeichnen.«
»Ja, das ist klar.«
»Wie ist das denn gelaufen? Hast du nicht gehört, wohin man ihn da geschickt hat?«
»Nein, John. Er wollte die Sache wohl allein durchziehen. Ich weiß wohl, daß er ziemlich nachdenklich wurde.«
»Kann ich mir denken.«
»Warte doch auf Sir James, er wird mehr wissen.«
»Hoffentlich.« Es tat wieder gut, Glenda Perkins Kaffee zu schlürfen. »Ist sonst noch etwas passiert?« erkundigte ich mich.
»Nichts, es lief alles normal. Auch von Will Mallmann haben wir nichts mehr gehört.«
Ich winkte ab. »Hör auf, das ist allmählich zu einem Trauma bei mir geworden.«
Die Antwort hatte sich zwar übertrieben angehört, sie war es aber nicht.
Unser alter Freund, der Kommissar Mallmann, war tatsächlich in die Klauen der Blutsauger geraten und selbst zu einem Vampir geworden, der nun versuchte, eine Großmacht der Untoten aufzubauen, um die Welt zu beherrschen. In den Anfängen hatten wir ihn stoppen können, wie es allerdings weiterging, wußten wir auch nicht, denn er war uns leider entwischt.[2]
Als ich auf den letzten Rest Kaffee in der Tasse schaute, meldete sich der moderne Quälgeist. Ich hob den Hörer ab und kam nicht dazu, meinen Namen zu sagen, denn Sir James war schneller.
»Guten Morgen, John. Ich hätte Sie gern einmal gesprochen. Bitte kommen Sie sofort.«

»Geht klar, Sir.«

Glenda schaute mich fragend und erstaunt an, als ich mich in die Höhe drückte.

»Keine Ahnung, Mädchen. Wahrscheinlich geht es um Suko.«

»Ich drücke uns allen die Daumen.«

Mein flüchtiger Kuß strich über ihre Wange. »Danke, du bist immer noch die Beste.«

»Ja, wenn die anderen nicht da sind.«

Sir James stand am Fenster, als ich nach dem Klopfen sein Büro betrat. Nur langsam drehte er sich um. Schon diese Bewegung zeigte mir an, daß ihn irgend etwas quälte oder ihm Sorgen bereitete.

»Sir?« fragte ich.

»Setzen Sie sich, John.«

Unter mir knarrte das Leder des Stuhls, und auch der Superintendent nahm hinter seinem Schreibtisch Platz. »Haben Sie sich heute morgen nicht gewundert, John?«

Die Frage überraschte mich. Sir James hatte sich nicht nach Italien erkundigt, das hielt er für erledigt. Demnach mußte ihm etwas auf dem Herzen brennen. »Ein wenig schon.«

»Über Suko!«

»Indirekt. Ich wunderte mich darüber, daß er nicht im Büro gewesen ist.«

»Er war auch am gestrigen Tag nicht da. Mit anderen Worten, John: Suko ist verschwunden.«

Ich nickte. »Das hatte ich befürchtet. Wissen Sie denn mehr, Sir?«

»Kaum.«

»Betraf der Fall ihn mehr persönlich? Ich kann mich an einen Anruf erinnern, von dem Suko gesprochen hatte. Sie kennen ja die Sache mit seinen Vettern, Sir.«

»Richtig. Auch bei diesem Fall handelte es sich darum. Ich habe noch mit ihm gesprochen.«

»Ist er auf Details eingegangen?«

»Eigentlich nicht. Jedenfalls hat er nichts dergleichen erwähnt. Zumindest keine Namen.«

»Was dann, Sir?«

»Ein Restaurant. Er wollte sich dort mit seinem Informanten treffen. Das war alles.«

»Nicht schlecht. Den Namen wissen Sie auch?«

»In der Tat. Restaurant Peking.«

Ich hob die Schultern. »Sorry, Sir, aber gehört habe ich davon noch nichts.«

»Ich bisher auch nicht. Ich habe Ihnen die Adresse schon herausgesucht. Fangen Sie dort am besten mit Ihrer Suche an. Ich hoffe, man wird Ihnen die Fragen beantworten können.«

»Oder nicht wollen, Sir. Wissen Sie, wenn ein Weißer sich in innerchinesische Angelegenheiten einmischt, kann das gefährlich werden. Ich habe da einige Erfahrungen machen können.«
»Ich weiß, daß Ihre Karten nicht gut sind, John, aber irgendwo müssen wir beginnen.«
»Das ist klar, Sir.«
»Von Mallmann gibt es auch keine Spur.« Er hob die Schultern und schnaufte durch die Nase. »Irgendwie ist es verhext. Er scheint seinen Abgang gut vorbereitet zu haben.«
»Bei dem Wissen und den Beziehungen ist es kein Wunder, Sir.«
Ich schaute auf die Uhr und kam wieder auf den anderen Fall zu sprechen. »Das Lokal wird noch geschlossen haben.«
»Da treffen Sie immer jemand an.«
»Vielleicht den Küchenbullen.« Ich grinste schief und stand auf.
Ein gutes Gefühl hatte ich nicht, ebensowenig wie Sir James, der mit gefurchter Stirn ins Leere schaute.
»Beeilen Sie sich, John. Wenn Suko sich schon nicht meldet, ist die Sache verdächtig.«
»Da haben Sie recht.«
»Viel Glück.«
Ich verschwand aus dem Büro. Glenda sah es mir am Gesicht an, wie ich mich fühlte.
»Lattenschuß, wie?«
Ich winkte ab. »Noch schlimmer. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß hier einiges falsch gelaufen ist.«
»Hat Sir James auch keinen Hinweis?«
»Doch, auf ein Restaurant mit dem Namen Peking. Bist du dar über informiert?«
»Nein, das kenne ich nicht.«
»Habe ich mir fast gedacht.«
»Willst du sofort hin?«
»Ja, auch wenn der Laden noch dicht ist. Die werden sicherlich einen Geschäftsführer oder einen Besitzer haben.«
»Aus dem bekommst du doch nichts raus.«
»Ich kann es zumindest versuchen.«
»Dann viel Glück.«
»Danke.«
Mit etwas müde wirkenden Schritten ging ich zur Tür. Der Kloß saß zwischen Hals und Magen fest, er störte mich sogar beim Luftholen. Verdammt noch mal, was machte Suko wieder für Sachen!
Der Rover stand auf dem schmalen Parkplatz. Als ich einstieg, lugte die Sonne durch ein Wolkenloch und ließ den tristen Innenhof fast schön aussehen.
Sonne über London. Allerdings nicht in meinem Herzen. Da sah es

ziemlich trüb aus…

***

Der Knabe, der den Betrieb normalerweise leitete und die große Schau abziehen konnte, verspürte in den letzten Minuten ein Gefühl, das er sonst vergessen hatte.

Angst!

Furcht vor der Person, die vor ihm hockte und ihn aus kalten Augen anschaute.

Zudem war es eine Frau, sehr jung, die Zwanzig knapp überschritten, doch, sie machte den Eindruck einer Person, die sich durch nichts von ihrem Ziel abbringen ließ.

»Wo ist sie?« fragte sie. »Wo ist meine Mutter, du Schwein?«

»Ich weiß es nicht!« Der Geschäftsführer war gefesselt. Die Stricke umspannten seinen Körper und drückten ihn zusammen wie eine Wurst.

Osa nickte. Aus der Innentasche ihrer halblangen Jacke holte sie eine schmale Schachtel hervor! Die sah aus wie ein Etui für Zigaretten, sogar um eine Idee flacher. Osa klappte das Etui auf und hielt es so, daß der Mann auf den Inhalt schauen konnte.

»Kennst du das, Sin Ho?«

Der Mann war auf dem Stuhl festgebunden worden. Dabei lagen die Hände flach auf den Oberschenkeln, und das hatte seinen Grund.

»Kennst du es?« wiederholte Osa. Sie hielt ihm das geöffnete Etui vor die Augen.

Sin Ho konnte kaum sprechen. Seine Stimme klang, als würde sie aus einem verkratzten Lautsprecher dringen. »Es sind Hölzer…«

Osa nickte. »Exakt, mein Lieber, es sind Hölzer.« Sie lächelte grausam. »Vorn zugespitzt, genau passend für deine verdammten Finger, Sin Ho.«

Der Mann wurde noch blasser. Am Abend war er derjenige, der durch seine Eleganz auffiel. Davon war nichts mehr zu spüren. Ihn beherrschte nur mehr die Angst. Seine Schweißausbrüche verdoppelten sich. Er kannte die Folter. Sie gehörte ebenfalls zu den Traditionen des Reiches der Mitte.

Daß sie allerdings von Frauen angewendet wurde, war ihm neu.

Davon hatte er noch nie gehört.

Osa war keine reinrassige Chinesin. Sie hatte zwar Mongolenfalten, doch Chinesinnen sahen anders aus, zierlicher. Osa trug eine lässige Hose aus schwarzem Stoff, sehr modern. Der Pullover zeigte als Motiv einen Drachen. Rot auf schwarzem Untergrund. Der Blazer saß gut geschnitten und unterstrich die Form der Taille.

Das Haar hatte sie hochgesteckt. Silbrig schimmernde Kämme hielten die schwarze Pracht in Form. Es war leicht vorstellbar, wie weich der

schön geschwungene Mund lächeln konnte. In diesem Fall tat er das nicht. Da war er grausam verzogen und besaß den gleichen Ausdruck wie die Augen der jungen Frau.

Sin Ho war mit Hemd und Hose bekleidet. Er wohnte über dem Restaurant. Osa aber hatte ihn in den hinteren, den Küchenräumen bei einem Inspektionsgang erwischt, ihn niedergeschlagen und in eine Abstellkammer gezerrt, wo er nun gefesselt auf dem Stuhl saß.

Die Kammer war ziemlich geräumig. Licht war ebenso vorhanden wie ein Luftschacht. Doch Fenster gab es nicht.

»Hier hört dich niemand!« sagte sie.

Der Mann versuchte, die Schultern zu heben, was ihm wegen der Stricke nicht gelang. Er schaute an Osa vorbei auf die Kartons mit chinesischem Dosengemüse. »Was habe ich dir denn getan? Ich bin mir keiner Schuld bewußt.«

»Du vielleicht nicht. Ich will nur wissen, was mit meiner Mutter geschehen ist?«

»Das kann ich dir nicht sagen!«

»Du willst es nicht!«

»Ich kann nicht!«

Osa ging noch einen Schritt auf ihn zu. Der Mann erbebte. Er sah, wie sie sich bückte und den Kopf so drehte, daß er ihren Hals sehen konnte. »Schau genau hin, Sin Ho, schau nur genau hin und sag mir, was du siehst!«

»Nichts – ich…«

»Schau hin, verdammt!«

Er mußte es tun. Nur durch Kooperation konnte er dem Schlimmsten entwischen. »Es ist so komisch. Rot und aufgerissen. Ein Bluterguß…«

»Das stimmt. Aufgerissen, abgeschabt. Ich habe geblutet es sind Wunden geblieben. Die an meinem Hals werden verheilen, die anderen nicht. Die sitzen tiefer, in der Seele verstehst du? Da sind die Narben furchtbar, Sin Ho. Die Wunden an meinem Hals sind durch die Schlinge entstanden. Sie spannte sich darum, als ich aus dem Fenster sprang. Ich wollte mich umbringen, ich konnte es einfach nicht hinnehmen, daß man mich fertig machte. Das war nicht möglich. Aber die Schlinge hat nicht gehalten. Sie verrutschte, als ich sprang, und es gelang mir, meinen Hals aus dieser verdammten Klammer zu drehen. Hautfetzen und Blut blieben zurück, mehr nicht, mein Lieber.«

»Was… was soll das alles?«

»Ich will es dir sagen. Nicht nur ich rutschte aus der Schlinge, auch meine Einstellung hat sich seitdem verändert. Jetzt will ich leben, Sin Ho. Und wie ich leben will. Für eine Rache, für das, was ihr alle unserer Familie angetan habt. Man wollte mich opfern. Doch ich werde diejenige sein, die opfert.«

Sin Ho atmete heftig. Jedes Wort hatte ihn wie ein geistiger

Hammerschlag getroffen. Auch er wußte, wie stark Menschen hassen konnten. Diese Frau machte keine leeren Versprechungen. Seine Verteidigung klang schwach, weil er sich wiederholte. »Ich habe damit nichts zu tun!« ächzte er. »Glaub mir doch!«

»Vielleicht hast du recht. Vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht so genau!«

»Doch, ich…«

»Unsinn, mein Lieber. Mitgefangen, mitgehangen.«

»Ich habe deiner Mutter nichts getan!«

Sie beugte sich noch weiter vor. Ihre Gesichter trennte kaum eine Handbreite. »Das glaube ich dir sogar, duaalglattes Stinktier.« Sehr bedächtig schüttelte sie den Kopf. »Ich glaube dir sogar, daß du meiner Mutter nichts getan hast, aber du hast auch nichts verhindert, das ist ebenso schlimm.«

»Ich kenne mich nicht aus. Die anderen…«

»Hör auf!« schrie sie ihn an und zuckte zurück. »Hör auf, verdammt noch mal! Ihr seid alle gleich! Ihr steckt alle unter einer Decke. Keiner wagt sich hervor!«

»Aber…«

»Ich will nichts mehr hören. Keine Verteidigung, Sin Ho. Es ist vorbei.«

»Sie war bei mir im Lokal!« schrie er. »Sie hat sich mit einem Landsmann getroffen.«

»Stimmt. Und weiter?«

»Das Licht ging aus. Ich habe dann nichts mehr sehen können. Es war dunkel.«

»Das soll ich dir glauben? Der Geschäftsführer hat nichts gesehen?« Sie lachte ihn hart an. »Mein lieber Sin Ho. So gut kannst du nicht lügen, als daß ich dir glauben würde. Verstehst du?«

»Nein… ja …« Er brachte kein Wort mehr hervor, denn er sah, wie die Finger mit den langen Nägeln in das offene Etui hineintauchten und ein Hölzchen hervorholten.

Es bestand aus Elfenbein, war hart und widerstandfähig. »Ja, Sin Ho, du bist unschuldig. Du weißt nichts, es waren nur die anderen. Deine Mädchen, die eure Gäste bedienten, die von dir ausgenutzt werden. Es waren nur die anderen, ich kenne das.« Sie lachte laut auf und wischte über ihre Augen, in denen Tränenwasser schimmerte. »Man hat mir immer zu verstehen gegeben, daß ich zu wenig von der asiatischen Mentalität mitbekommen hätte. Das kann sein, das ist möglich, doch auch ich habe mich geändert. Diese Mentalität ist stärker hervorgetreten. Viel stärker, mein lieber Freund. Manchmal muß man gnadenlos sein.«

»Ich habe von dir nichts gewollt!« schrie er. »Es waren immer die anderen, die anderen…«

»Die sind es stets, das kenne ich!« Osa legte ihre freie Hand auf das rechte Gelenk des Mannes, der unter der Berührung zusammenzuckte, als wäre er bereits von dem Hölzchen erwischt worden.

»Was jetzt kommt«, flüsterte sie, »hast du dir selbst zuzuschreiben, Sin Ho…«

»Sie… sie bringen mich um.«

»Das kann ich auch!« Er sah ihr Gesicht wie durch einen dünnen Vorhang vor seinen Augen schweben. »Nur eben langsamer, viel langsamer…«

***

Am Abend mochte die Gegend anders aussehen, das gestand ich ihr irgendwie zu. Tagsüber jedoch war sie mehr als trostlos. Da zeigten die Fassaden der Häuser ein stumpfes Grau, da brannte keine Leuchtreklame vor den Lokalen, Pinten und Bars. Da sah man Menschen mit leeren Gesichtern auf der Straße. Viele Chinesen, aber auch Weiße und Dunkelhäutige.

Ich rollte durch die Straße, fuhr Schrittempo. Nur bei dieser Geschwindigkeit war es möglich, gleichzeitig meine Blicke über die Fassaden der Häuser streifen zu lassen.

Schon drei Wäschereien waren mir aufgefallen. Aus den Gitterfenstern der Keller drang muffig riechender Nebel. Ich sah auch kleine Läden, die mich an Souvenir-Shops erinnerten. Hier wurde alles verkauft, was der Ferne Osten zu bieten hatte. Vor allen Dingen Waren aus China. Vom Kohl bis zum kleinen Glücksbringer aus Jade. China war in London groß vertreten.

Am Restaurant rollte ich vorbei. Die Schrift PEKING war kaum zu erkennen. Ausgeschaltet wirkten die Buchstaben blaßgrau.

Ich suchte nach einer Parklücke, fand zwar eine, die war aber nicht groß genug. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Rover schräg zu stellen.

Als ich ausstieg, schlenderten sie heran. Vier Halbwüchsige. Zwei Chinesen, ein Malaie und ein Weißer. Sie grinsten auf eine Art und Weise, die mir klarmachen sollte, daß sie sich meines Rovers bedienen wollten.

Ich hämmerte die Tür bewußt laut zu, stellte die Alarmanlage ein und ging den Typen entgegen.

»Hört zu!« sprach ich sie an. »Ihr könnt versuchen, den Wagen zu stehlen. Dann komme ich zurück, nicht allein, sondern mit Kollegen. Und die Razzia werdet ihr niemals vergessen. Also laßt es lieber!«

Der Weiße sprach. »Wir haben nichts getan, Bulle.«

»Ich hoffe, daß es so bleibt!«

»Gut, verstanden.« Er schnickte mit den Fingern. Für seine drei Kumpane ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie wirkten abgerissen, trugen

aber hohe Schnür-Stiefel. Der Weiße konnte es nicht lassen und trat beim Vorbeigehen gegen das Hinterrad. Sie verschwanden schließlich in einem kleinen Geschäft.

Ich kümmerte mich um das China-Restaurant. Wie ich schon vermutet hatte, es war geschlossen und gleichzeitig verschlossen. Vor den Fenstern hingen schiefe Rollos, die Eingangstür war durch ein herabgelassenes Gitter gesichert worden.

Kein Durchkommen für mich…

Man beobachtete mich. Nicht sehr offen, mehr versteckt, ich bekam es trotzdem mit. Wenn ich mich umschaute, sahen die Laute schnell zur Seite und taten sehr beschäftigt.

Hätte ich irgendeinen die Frage nach Suko gestellt, die Antwort wäre Schweigen gewesen. So suchte ich nach einer anderen Möglichkeit, den Laden zu betreten. Ich wollte mit jemandem reden, der dabeigewesen war. Allerdings wußte ich auch, wie schweigsam Chinesen sein konnten. Wenn die nicht wollten, sagten sie nichts.

Leider sah ich keine Einfahrt, die die Reihe der Hausfronten durchbrach. Allerdings ging ich davon aus, daß dieses Lokal auch einen Hinterausgang besaß.

Um dorthin zu gelangen, betrat ich einen der schmalen Läden, der Gemüse verkaufte. Ein älteres Ehepaar bediente. Ich sprach mit dem Mann. Er stand neben mit Kohl gefüllten Kisten und schaute auf eine alte Marktwaage, als wollte er zu seinen Gunsten austarieren.

»Gibt es einen Hinterausgang?« fragte ich ihn.

Der Mann drehte sich. »Weshalb wollen Sie das wissen?«

»Scotland Yard!«

Den Namen kannte er wohl, nickte und sagte: »Ja, den gibt es.«

»Bringen Sie mich hin!«

Wir verschwanden durch eine schmale Tür und landeten in einem Flur, wo es nach kaltem Kohl stank. Die Tür war klein, ich mußte mich ducken, um hindurchzukommen.

»Danke, Meister. Und noch etwas, bitte. Zu niemandem ein Wort. Haben Sie verstanden?«

»Ja, Sir.«

Er verschwand. Ob er tatsächlich den Mund hielt, war fraglich. Ich traute ihnen nicht, denn die Chinesen hielten hier zusammen wie Pech und Schwefel.

Ich war nicht auf einem Hof gelandet, sondern befand mich auf einem Gelände, das sehr nach Abbruch aussah. Zwischen den Rückfronten zweier sich gegenüberstehender Häuserzeilen türmte sich so alles auf, was man mit dem Begriff Müll, Dreck und Umweltverschmutzung umschreiben konnte.

Daß Müllkübel vorhanden waren, wirkte schon lächerlich. Ihre Deckel standen hochkant, so sehr waren sie vollgestopft. Ich ging an

der Reihe der Kübel vorbei.

Jedes Haus sah an der Rückseite anders aus. Bei einigen hatte man Erker gebaut, die wie angeklebt wirkten. Wie viele Menschen in dieser Gegend lebten, das wußte niemand. Wenn die Stadtverwaltung nachforschte, war eine Antwort so gut wie nicht zu bekommen. Deshalb ließ man es bleiben und die Leute an der langen Leine laufen.

Ich war nicht allein auf dem Gelände. Kinder spielten im Dreck, wühlten in den Abfällen, um etwas Brauchbares zu finden. Manche Augen lachten mich an, andere wiederum zeigten schon das Mißtrauen oder die Gleichgültigkeit der hier lebenden Erwachsenen.

Die Rückfront des Restaurant war weiß gestrichen. Regenwasser hatte graue Schleier hinterlassen, wenn es an den Mauern herab nach unten rann.

Das sah alles ziemlich ungepflegt aus. Dennoch gab es in diesem Viertel, wo überwiegend Chinesen lebten, Leute, die verdammt viel Geld verdienten. Es waren ebenfalls Chinesen, die sich Geschäftsleute nannten und sich an ihren eigenen Landsmännern bereicherten.

Aus Italien war die Mafia gekommen, eine sehr bekannte Größe.

Etwas Ähnliches gab es auch bei den Chinesen. Gewisse Banden und Clans, die alles unter Kontrolle hielten und dafür sorgten, daß andere Menschen pünktlich ihre Abgaben zahlten.

Das war nicht nur mir bekannt, auch anderen Kollegen. Nur war es bisher niemanden gelungen, die Sperre zu durchbrechen, die man mit dem Begriff Schweigen umschreiben konnte. Wer als Chinese nicht reden wollte, der tat das auch nicht.

Ich sah vor den Fenstern an der Rückseite keine Rollos. Trotzdem war es mir nicht möglich, durch die Scheiben zu schauen, weil der Schmutz fast fingerdick auf ihnen klebte.

Die Schritte bis zur Hintertür mußte ich über leere und zusammengeknickte Pappkartons hinwegsteigen. Ich hatte damit gerechnet, eine verschlossene Tür vorzufinden und war überrascht, daß sie offenstand und sich zitternd bewegte, wenn der Wind sie erwischte.

Das Schloß schaute ich mir genauer an, ebenso die Umgebung.

Nein, auf normale Art und Weise war die Tür nicht geöffnet worden. Man hatte sie aufgebrochen.

Wieso? Wer hatte das getan?

Ich bekam ein unangenehmes Gefühl. Etwas strich kalt den Rücken hinab. Verfolgte dieser Jemand etwa die gleichen Ziele wie ich?

Die offene Tür lockte. Bevor ich sie aufdrückte, schaute ich zurück.

Offen beobachtete mich niemand, dennoch war ich mir fast sicher, daß man mich nicht aus den Augen ließ.

Ich verschwand in einem schmalen Flur. Wonach es hier roch, war beim besten Willen nicht festzustellen. Es war eine Sammlung

verschiedener Gerüche.

Die Stille gefiel mir überhaupt nicht. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß das gesamte Lokal verlassen war. Als ich eine Treppe erreichte, blieb ich stehen.

Ich erinnerte mich daran, über dem Lokal zahlreiche Fenster gesehen zu haben. Wahrscheinlich wohnten die Besitzer, das Personal oder wer auch immer da oben.

Zum Lokal führten mehrere Türen. Ich fühlte mich auch nicht mehr so bedrängt von der Enge eines Flurs, ich hatte Platz und konnte unter den Türen auswählen.

Ich ging nach rechts. Das Wort Küche stand in normaler und chinesischer Schrift auf der Tür. Sie lag praktisch in Schrittweite des Treppenaufgangs. In dessen Schatten entdeckte ich die Gestalt, die wie eine Stolperfalle auf dem Boden lag und sich nicht rührte.

Ich kniete mich daneben und drehte den Bewegungslosen herum.

Blut lief aus einer Stirnwunde. An den Rändern der Wunde war es bereits verkrustet.

Den Mann hatte ich noch nie gesehen. Es war ein Chinese. Er trug ein schwarzes Hemd und eine dunkle Hose.

Wer hatte ihn niedergeschlagen?

Ich befand mich in einem Zustand äußerster Spannung. Allerdings auch innerlich. Das Suko verschwunden war, gefiel mir überhaupt nicht. Ich würde alles tun, um ihn herauszuholen. Hoffentlich noch lebend. Den Chinesen traute ich nicht. Wen sie einmal als Feind eingestuft hatten, dem blieben sie auf den Fersen. Nicht alle reagierten so, doch diejenigen, die etwas zu verbergen hatten, kannten kein Pardon.

Trittgeräusche auf der Treppe ließen mich aufhorchen. Mit einem gleitenden Schritt verschwand ich in den Schatten der stabilen Deckung des Treppenaufgangs und wartete ab.

Jemand kam von oben herab. Er ging leichtfüßig und nahm zwei Stufen auf einmal.

Ich hielt den Atem an. Ob er mich bemerkt hatte, wußte ich nicht.

Jedenfalls waren wir beide im Halbdunkel des Flurs nur schwer zu erkennen. Er jedenfalls ließ die Treppe hinter sich, blieb vor der letzten Stufe stehen und schaute sich um.

Zuerst nach rechts. Sehen konnte er mich nicht, höchstens ahnen.

Ich verhielt mich dermaßen still, als wäre ich auf der Stelle eingefroren. Der Mann merkte nichts.

Er blickte in die andere Richtung. Für mich ideal, denn blitzartig verließ ich meinen Standplatz und war bei ihm. Ich tauchte in seinem Rücken auf, packte ihn an der Schulter, wirbelte ihn herum und griff mit fünf Fingern an den Stoff seines Pullovers, den ich dicht unter seinem Kinn zusammendrückte.

Der Mann war kleiner als ich, er wirkte schmächtig, mußte zu mir hochschauen, wenn er mein Gesicht sehen wollte. Trotz der schlechten Beleuchtung sah ich die Überraschung in seinen Augen und nutzte diesen Moment für eine Frage.

»Wo ist Suko?«

»Wer?«

So komisch durfte er mir heute nicht kommen. Ich stand unter Streß wegen meines Freundes und war gereizt bis unter die Haarspitzen. Mit einem wuchtigen Stoß schleuderte ich ihn bis gegen die Wand. Neben der Tür zur Küche krachte er dagegen.

Einen Moment später war ich bei ihm. Wieder schüttelte ich ihn durch und zischte. »Ich will eine Antwort haben. Wo befindet sich Suko?«

»Wer ist das?«

»Ein Kollege von mir, mein Junge.« Ich gab ihm eine knappe, aber präzise Beschreibung, die ihn nicht sonderlich aufregte, denn er hob nur die Schulter und erwiderte: »Zu uns kommen viele Gäste. Ich kann sie nicht alle kennen.«

»Stimmt, aber ein Mann wie mein Freund fällt auf.«

»Ist möglich.«

»Du willst nicht reden?«

Er stellte sich stur, ich merkte den inneren Widerstand, den er mir entgegenbrachte. Dieser Kerl konnte einem auf den Geist gehen mit seiner Sturheit.

»Hau ab!« sagte er plötzlich. »Hau ab, sonst werden wir dir die…« Das nächste Wort verschweige ich lieber, aber Ohren sind es nicht, »abschneiden.«

»Das willst du tun?« fragte ich.

»Sicher.«

»Und was ist mit meinem Freund?«

»Vergiß ihn!«

Die Antwort hatte mir gezeigt, daß er etwas wußte. Ich stand kurz vor der Explosion. Als Polizeibeamter mußte ich mich an meine Vorschriften halten, diesmal jedoch legte ich sie großzügig aus. Ich drückte ihn noch härter gegen die Mauer und flüsterte: »Wenn du dein Maul nicht aufmachst, Freund, stecke ich dich in eine Zelle mit einem Kerl zusammen, der über dreihundert Pfund wiegt und zudem auf Männer steht. Wenn du da entlassen wirst, kannst du dir durch deinen Hintern den Himmel betrachten. Begriffen?«

Das hatte er bestimmt, nur hielt er sich nicht daran. Sein Knie rammte er hoch.

Ich hatte mich bewußt schräg hingestellt, so wurde nur mein Oberschenkel erwischt. Den Treffer der beiden Finger irgendwo in der Magengegend nahm ich trotzdem hin. Er trieb mir die Luft aus den

Lungen.
Das Geländer stoppte mich.
Der Kerl vor mir verwandelte sich in einen Hüpfer. Er sprang hoch und holte blitzschnell eine dieser verfluchten Seidenschlingen hervor, mit deren tödlichen Umgang manche Chinesen wahre Meister ihres Fachs sind. Daß er mich erwürgen wollte, ließ darauf schließen, wie tief ich schon in den Sumpf vorgedrungen war.
Ich hatte noch immer Schwierigkeiten beim Atmen. Als er vorsprang, erwischte ihn mein Tritt.
Fast an der gleichen Stelle, wo er zuvor gestanden hatte, krachte er gegen die Wand.
Nur war er hart im Nehmen, wirbelte auf dem Boden herum, kam hoch und hörte meine zischende Stimme.
»Schau her, Junge! Schau genau her!« Die beiden Sätze klangen abgehackt, weil um den Magen herum noch immer der Schmerz wühlte.
Er sah auch zu mir – und genau in die Mündung der Beretta hinein. »Auf diese Entfernung schieße ich selbst einer Fliege das linke Auge weg!«
Er blieb geduckt stehen. Die dünne, hell schimmernde Seidenschlinge noch immer zwischen den Händen gespannt.
»Schmeiß die Schlinge weg!«
Er gehorchte, mußte sich dann bäuchlings und mit ausgebreiteten Armen auf den Boden legen. Ich kniete mich neben ihn, er spürte den kalten Stahl der Pistolenmündung dicht unter dem Haaransatz am Hals. »Wenn ich den Finger nur um eine Idee bewege, explodiert dein Schädel. Ich will wissen, wo Suko ist.«
»Nicht hier!« ächzte er.
»Wo denn?«
»Sie haben ihn weggebracht.«
»Wer hat es getan?«
»Die anderen, die direkten Diener der Zwerge. Verdammt, sie brauchen ein Opfer.«
»Ach ja – warum?«
»Frag mich nicht.«
»Doch, Stinktier, ich frage dich. Wo ist mein Kollege? Was habt ihr mit ihm getan?«
»Noch nichts, glaube ich. Frag doch andere. Frag Tiau!«
»Schön, und wo finde ich den?«
Er lachte auf. »In der Hölle, du…« Dann bockte er hoch. Es interessierte ihn nicht, daß die Pistolenmündung gegen seinen Schädel drückte. Wahrscheinlich rechnete er damit, daß ich nicht schießen würde. Er hatte sich nicht geirrt.
Ich tauchte zur Seite, sah zu, wie er hochkam und schlug mit der

Waffe zu.

Den Treffer konnte er nicht vertragen. Noch nicht ganz auf den Füßen erschlaffte er und krachte neben mir auf den schmutzigen Steinfußboden.

Ich zögerte keine Sekunde länger und zerrte ihn dorthin, wo bereits ein Bewußtloser lag.

Ich fand bei beiden noch ein Messer und brach die Klinge ab, bevor ich sie mit einer Handschelle dekorierte. Eine reichte aus, um das Handgelenk des einen mit dem Fußgelenk des anderen Mannes festzuketten.

Was hatte ich erreicht? Als Optimist würde ich von einem winzigen Erfolg sprechen. Ich wußte immerhin, daß Suko hier im Lokal gewesen war, mehr auch nicht.

Sie hatten ihn weggebracht. London war verdammt groß. Um ihn zu suchen, hätte ich auch nach der berühmten Nähnadel im Heuhaufen forschen können. Zwei hatten sich herumgetrieben. Ich ging davon aus, daß sich noch mehr Personal oder wer immer auch zum Restaurant gehören mochte, in der Nähe war. Küchen sind auch morgens nicht verwaist. Ich rechnete damit, in der Küche jemand zu finden, dem ich noch präzisere Fragen stellen konnte. Für den Abend mußten Gerichte vorbereitet werden, dazu war der Morgen da. Mit gezogener Waffe drückte ich die Tür mit den Aufschriften auf. Die Mündung der Beretta wies gegen die Decke. Ich aber war in der Lage, sie innerhalb einer Sekunde zu senken und ein Ziel anzuvisieren.

Außer einem muffigen Spülgeruch fiel mir nichts auf. Über einen Flur gelangte ich in die Küche. Sie war sehr geräumig. An der von mir aus gesehenen linken Seite entdeckte ich drei Schwingtüren, die in das Lokal führen mußten. Kein Mensch hielt sich zwischen den Öfen und Tischen auf. Eine nahezu gespenstische Stille hatte sich ausgebreitet.

Ich ging auf leisen Sohlen weiter. Der Fußboden bestand aus gelblichen Fliesen. Nach meinem Eintreten hatte ich das Licht eingeschaltet. Die Lampe klebte wie ein heller Ring unter der Decke und schaffte es auch, jede Ecke auszuleuchten.

Hier konnte sich niemand verstecken.

Trotzdem war jemand in der Nähe. Nur eben nicht in der Küche.

Er hielt sich in irgendeinem der Nebenräume auf, denn ich hörte fürchterliche Schreie, die zwar gedämpft, aber durchaus hörbar an meine Ohren drangen. Ihr Klang sorgte dafür, daß sich die Haut auf meinem Rücken zusammenzog. Er schrie, befand sich unter einem ungeheuren Druck. Ich dachte sofort an Suko…

***

Der Weg führte mich nicht nach links, ich lief in die entgegengesetzte Richtung, quetschte mich durch eine Hintertür und gelangte in

Lagerräume. Jedenfalls mußte ich das annehmen, denn auch im Gang standen die Kisten mit den Lebensmitteln.

Wieder trieb mir der Schrei eine Gänsehaut über den Körper. Nun wußte ich, wo er aufgeklungen war.

Ich warf mich nach rechts und trat gegen eine der schmalen Türen.

Sie peitschte nach innen, warf einen zuckenden Schatten, als sie wieder zurückprallte und mir den Blick auf einen Mann freigab, der gefesselt auf einem Stuhl saß.

Tränen liefen über sein Gesicht. Er besaß blutige Hände und befand sich in einem bedauernswerten Zustand.

Ich huschte in den Raum, verließ mich auf meine Waffe, dachte zwar an eine weitere Person, doch ich rechnete nicht mit diesem gefährlichen Angriff. An der rechten Schulter erwischte es mich.

Ein unsichtbarer Hieb ließ Stromstöße durch meinen Arm jagen.

Er wurde gefühllos, geriet in eine Klammer, wurde hinter dem Rücken nach oben gerissen, so daß mir der stechende Schmerz beinahe noch die Schulter brach oder den Arm auskugelte.

»Waffe weg!«

Ich öffnete die Faust. Die Beretta landete auf meinem Rücken, fiel herunter, glitt scheppernd über die Fliesen – bis zur Tür.

Ein harter Stoß beförderte mich bis gegen die Wand. Rechtzeitig genug winkelte ich den linken Arm an, um den Aufprall zu mindern. Dann drehte ich mich um – und starrte in die Mündung meiner eigenen Beretta, die von einer jungen Frau gehalten wurde.

»Wer bist du?«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort, denn die Person blieb nicht ohne Eindruck auf mich. Sie war ein Mischling, halb Weiße, halb Chinesin. Ein hübsches Mädchen, das leider etwas unter ein paar Hautwunden zu leiden hatte. Zu den Traditionalistinnen schien sie nicht zu gehören, dafür war ihre Kleidung einfach zu modisch, aber sie hatte sich einer alten Methode bedient, um Erklärungen aus dem Gefesselten herauszupressen. Ich brauchte nur auf seine Hände zu schauen. Gefesselt war er an den Stuhl.

»Und wer sind Sie?« fragte ich zurück.

»Ich blase dir ein Loch in die Stirn, wenn du mir keine Antwort gibst!«

»Tatsächlich?« Trotz der auf mich gerichteten Waffe blieb ich gelassen. Im Innern wurde ich eiskalt. Diese Situation konnte ich nur mit eisernen Nerven überstehen.

»Raus mit der Sprache!«

»Ich gebe Frauen, die andere foltern, keine Antwort!«

In ihren Augen blitzte es. »Wirklich nicht?« Sie senkte die Waffe und zielte nun auf meine unteren Körperregionen.

Der Gefesselte wimmerte und stöhnte leise vor sich hin. Ich wunderte

mich, daß er sogar Worte fand. »Die tut das, Mister! Die schießt Sie gnadenlos zusammen!«

Die Unbekannte lächelte hölzern. »Ja, er hat recht. Ich schieße dich wirklich zusammen!«

»Dann hätten Sie den Yard auf dem Hals. Der würde Sie jagen. Einer der besten Polizeiapparate der Welt säße Ihnen im Nacken. Bisher haben wir jeden Polizistenmörder gefangen.«

»Ach – ein Bulle?«

»Sehr richtig.«

»Und was suchst du hier?«

»Nach einem Bullen!« erwiderte ich spöttisch.

»Hör zu«, preßte sie die nächsten Worte hervor. »Du kannst mir erzählen, was du willst, nur lasse ich mich nicht auf den Arm nehmen. Es ist mir auch egal, ob mich deine Scheiß-Organisation um die halbe Welt jagt. Wer dem Tod im letzten Moment aus der Schlinge gerutscht ist und nur einige Fetzen Haut am Hals verloren hat, der denkt über das Leben etwas anders nach, Bulle.«

»Kann sein, muß aber nicht. Jedenfalls suche ich einen Kollegen, Miß…«

»Ich heiße Osa. Und Sie?« Sie wurde förmlich.

»John Sinclair.«

»Nie gehört.«

»Ist auch nicht wichtig. Mir geht es um einen Freund. Er heißt Suko und war in diesem verdammten Restaurant mit einer Frau verabredet, die mit ihm über ihre Sorgen sprechen wollte.«

»Wie heißt sie denn?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»War sie älter?«

»Möglich.«

Osa schaute mich an, als wollte sie mich mit ihren Blicken durchbohren. »Wenn ich dir nur trauen könnte«, flüsterte sie.

»Versuchen Sie es.«

»Wenn die Frau tatsächlich älter war, dann ist es genau die Person, die auch ich suche.«

»Weshalb?«

»Weil sie meine Mutter ist, verdammt! Eine Chinesin als Mutter, einen Weißen als Vater, ich ein Mischling, in der Lücke zwischen zwei Kulturen sitzend. So sieht es aus. Ich suche meine Mutter, weil ich davon ausgehe, daß sie von gewissen Leuten, zu denen auch dieser Hundesohn hier gehört, getötet worden ist. Ich will es aber genau wissen, ich will ihre Leiche sehen.«

»Ist sie denn tot?«

»Er hat noch nicht richtig geredet. Du hast uns leider gestört, Bulle.«

»Darüber bin ich froh. Ich mag es nämlich nicht, wenn man

Methoden anwendet, die unmenschlich sind. Folter hasse ich, egal aus welchen Gründen man sie anwendet. Es gibt dafür keine Rechtfertigung, haben wir uns verstanden?«

»Manchmal kommt eben das Chinesische in mir durch, Bulle. Ich habe auch mal so gedacht, aber ich bin eines Besseren belehrt worden. Sie sind gekommen, um mich abzuholen. Sie waren zu zweit. Chinesische Killer. Diener der verdammten Zwerge, denen ich geopfert werden sollte. Man hat mich ausgesucht, ich sollte verbrannt werden, um den Zwergen Seelenfutter zu geben. Das ist es, Bulle. Ich wollte mich selbst töten. Die Schlinge lag bereits um meinen Hals. Dann sprang ich aus dem Fenster, doch ein gütiges Schicksal hat mich vor dem Tod bewahrt. Ich konnte fliehen, aber ich dachte nach und änderte mein Leben, denn ich kam zurück, Sinclair. Ja, ich kehrte zurück, um furchtbare Rache an denjenigen zu nehmen, die mich vernichten wollten.«

»Was hat es mit Ihrer Mutter zu tun?«

»Auch sie ist tot, Sinclair.«

»Wissen Sie das genau?«

»Jetzt ja«, sagte sie, und in ihren Augen funkelte es. »Er hat es mir gesagt.«

»Wie kam sie um!«

»Durch ein Messer.«

»Wer war noch bei ihr?«

»Jemand war tatsächlich mit ihr im Lokal, um sie aus der Gefahr zu schaffen.«

»Das hätte mein Partner Suko sein können.«

»Frag ihn!«

Ich schaute auf den Gefesselten. Schweißperlen standen auf seinem verzerrten Gesicht. »Nein«, sagte ich leise. »Er wird mir in seinem Zustand kaum eine Antwort geben können.«

»Soll ich ihn fragen!«

»Tun Sie das nicht!«

»Dann wirst du keine Antwort bekommen!«

»O doch, die bekomme ich. Wie heißt er?«

»Sin Ho.«

Als der Mann seinen Namen hörte, schaute er auf, starrte mich mit glanzlosen Augen an. »Hören Sie zu, Sin Ho«, sagte ich. »Sie brauchen nichts zu sagen. Ich will nur, daß Sie nicken, wenn ich zu Ende geredet habe. Ist das klar?«

Er nickte.

Wie Suko aussah, das wußte ich genau. Ich gab ihm eine sehr gute Beschreibung. Gespannt fügte ich zuletzt die Frage hinzu, die mich quälte:

»War dieser Mann bei Ihnen im Lokal?«

Sein Kopf senkte sich.
Also doch. Mir fiel ein Stein vom Herzen. »War er allein oder mit der Mutter dieser Frau zusammen?«
Wieder nickte er.
»Was ist mit ihm geschehen?«
»Der Zwerg kam!« flüsterte Sin Ho. »Er war plötzlich da und hat ihn angefallen, gebissen.«
»Weiter!«
»Sie schafften ihn weg.«
»Einfach so?«
»Ja, der Zwerg biß ihn.«
»Was ist das für ein Zwerg?« fragte ich Osa. »Kennen Sie diese Wesen?«
»Sie entstammen einer uralten Legende. Es sind dämonische Krüppel. Als der Erhabene aus Jade die Menschen formte, da wurde er vom großen Regen überrascht. Er konnte nicht alle in Sicherheit bringen. Manche der aus Lehm bestehenden Modelle – sie waren viel kleiner als die heutigen Menschen wurden erwischt, so daß Teile von ihnen abfielen, einfach weggespült wurden. Sie gingen den bösen Weg ins dunkel hinein. Das ist es.«
»Aha«, sagte ich nur.
»Wollen Sie noch etwas wissen? Er kann ja reden. Es gibt da eine Spur, sie heißt Tiau.«
»Wo finde ich den Mann?«
»Ich kenne ihn.«
»Wo?«
Sie lachte. »Wollen Sie auf meiner Seite stehen, Bulle? Auf der Seite eines weiblichen Folterknechts?«
»Ich stehe nicht auf Ihrer Seite. Ich will nur, daß Sie nicht durchdrehen.«
Osa reagierte anders, als ich voraussehen konnte. Mit einem geschmeidigen Sprung erreichte sie den Ausgang, huschte durch die Lücke und hämmerte die Tür von außen zu. Ich hörte noch, wie sie den Schlüssel drehte und zweimal abschloß.
Ich war gefangen!
Zudem hatte sie meine Beretta mitgenommen. Eine Frau wie sie konnte sich in eine amoklaufende Mörderin verwandeln. Das mußte ich verhindern. Ich hatte einen Namen gehört und ihn sehr gut behalten.
Tiau!
Wenn dieser Mann auf dem Stuhl Bescheid wußte, konnte er mir auch sagen, wo ich Tiau fand.
Die Angst in seinen Augen verstärkte sich, als ich auf ihn zuging.
»Keine Sorge, Sin Ho, ich werde Ihnen nichts antun. Aber ich will

etwas von Ihnen wissen.« Als Beweis meiner guten Absichten schnitt ich mit meinem Silberdolch die Stricke durch.

Er konnte sich nicht von allein halten. Bevor er zu Boden kippte, stützte ich ihn ab.

»Tiau – wo finde ich ihn?«

Die Worte waren kaum zu verstehen. Ich mußte schon sehr genau hinhören.

»Er wohnt da, wo auch Man Lei und Osa zu finden sind.«

»Wer ist Man Lei?«

»Die Mutter.«

»Und wo wohnen sie?«

»Nicht weit weg…« Er bekam die Adresse geliefert. Es waren seine letzten Worte vor der Bewußtlosigkeit, in die er förmlich hineinkippte.

Mir blieb die verschlossene Tür. Einen Vorteil besaß sie. Es war das simple Schloß, das sich leicht knacken ließ. Darauf verzichtete ich jedoch und trat die Tür ein.

Beim dritten Versuch schaffte ich es. Wichtig war Osa. Auf dem gleichen Weg, wie ich gekommen war, verließ ich das Restaurant und lief zu meinem Wagen, der tatsächlich noch unversehrt war.

Auch wenn das nächste Ziel nicht weit entfernt lag, mit dem Auto war ich immer schneller. Wenden konnte ich nicht, ich befand mich in einer der zahlreichen Einbahnstraßen. Also fuhr ich um den Block.

Osa hieß die Frau, die so grausam sein konnte. Ich würde wieder mit ihr zusammentreffen, als Partnerin jedoch sah ich einen Menschen wie sie nicht an…

***

Vor 30 Jahren noch haben Autofahrer über Menschen, die sich mit einem Fahrrad fortbewegten, gelacht und sie als rückständig bezeichnet. Heute lachten die Radfahrer, die viel schneller im dichten Londoner Verkehr vorankamen als die Autofahrer.

Zu den heutigen Lachern gehört auch Osa. Sie fuhr meist mit dem Rad und scherte sich dabei einen Teufel um Einbahnstraßen und manch andere Regeln.

Selbst in der chinesischen Gegend, die nicht so stark befahren war, kam sie schneller voran als mit dem Auto, und schnell wollte sie auch sein. Vor allen Dingen schneller als dieser blonde Polizist, der sicherlich einen Weg finden würde, den verschlossenen Raum zu verlassen und wenn er kurzerhand die Tür eintrat.

Osa fuhr in die entgegengesetzte Richtung. Sie huschte über den Gehsteig, wenn auf der Fahrbahn kein Platz war. Um die Fußgänger kümmerte sie sich nicht. Sie wichen zur Seite, selbst die Jugendlichen mit ihrer großen Klappe ließen sie passieren.

In ihrem Herzen brannte Wut. Rache wollte sie an diesen Bastarden

nehmen, die ihre Mutter getötet hatten und sie, Osa, hatten dem Feuer übergeben wollen.

Ein Sumpf war dieses Gebiet. Ein Morast aus Lüge, Angst, Gewalt und gefährlichem Aberglauben.

Allerdings gestand sie sich ein, einen Fehler gemacht zu haben. Sie hätte sich nach ihrem Verschwinden bei der Mutter melden und sie nicht allein lassen sollen. Dann wäre Man Lei gar nicht erst auf den Gedanken gekommen, sich bei diesem Polizisten zu melden.

Nun ja, er war ein Chinese und hatte ihr Problem bestimmt begriffen. Nur war es auch ihm nicht möglich gewesen, den Grausamen zu entwischen und Man Lei zu beschützen. Gegen diese verdammte Bande halfen nur Härte und Rücksichtslosigkeit.

Wer hatte Man Lei getötet?

Dieser Gedanke wollte ihr nicht aus dem Kopf. Wäre der Polizist nicht erschienen, hätte sie die Information noch aus Sin Ho herausbekommen. Jetzt war es zu spät.

Aber ein anderer Name stand im Raum.

Tiau!

Der Alte aus dem Haus, der Greis mit seinem verschlafenen Blicken, der immer dann erschien und horchte, wenn man ihn nicht erwartete. Ein Mann, der alles wußte, der alles sah, der sich stets zurückhielt und trotzdem informiert war. Der noch die alten Kulte und Beschwörungen kannte und sich nach ihnen richtete.

Er führte sein eigenes Leben, fern der Gemeinschaft aber jeder fürchtete ihn.

Auch Osa hatte vor ihm Angst gehabt. Das allerdings lag Jahre zurück. Da war sie noch ein Kind und später eine Jugendliche gewesen. Manche aus dem Haus hatten sie als Bastard bezeichnet. Sie beschloß, ihnen das zurückzuzahlen.

Osa trat hart in die Pedalen und erhöhte das Tempo noch stärker.

Der Straßenbelag war nicht glatt. Zu viele Schlaglöcher in der Straße, manche davon nur notdürftig zugeschüttet, schlecht für die Reifen, die leicht platzen konnten.

Die Frau kam durch, ohne einen platten Reifen zu bekommen. Der Wind drückte in ihr Gesicht. Er zerrte an den Haaren. Da sie festgesteckt waren, konnten sie nicht durcheinandergewirbelt werden. An einem kleinen, beinahe schon pagodenartigen Haus, das einer Sekte als Tempel diente, mußte sie links ab.

Von dieser Stelle waren es nur wenige Yards bis zum Ziel. Ihr Wohnhaus lag auf der linken Seite, ein schmaler Kasten mit zahlreichen Wohnungen, in denen eigentlich zu viele Menschen lebten. Sie und ihre Mutter hatten Glück gehabt, was Wohnraum betraf. Sie besaßen im zweiten Stock Zimmer.

Osa stemmte sich in den Rücktritt. Die schlagartige reduzierte

Geschwindigkeit ließ das Rad rutschen. Auf dem Pflaster blieben dunkle Streifen zurück Osa schob das Fahrrad über die Bordsteinkante hinweg und lehnte es an die Hauswand. Zur Tür führte eine Treppe hoch. Kinder saßen darauf und spielten. Wegen der Kälte lag eine Decke auf den Stufen.

Die junge Frau ging auf die Treppe zu, schaute die dort Sitzenden nur an, die sich plötzlich erhoben und ihr schweigend Platz machten. Sie hatten etwas in den Augen der Frau gesehen, das sie nicht deuten konnten. Vielleicht war es die innere Versteinerung, die sich auch im Ausdruck zeigte.

Und sie hatten sich gleichzeitig erschreckt, weil zu ihnen eine Person zurückgekehrt war, die eigentlich hätte tot sein müssen. Ein Mensch, der Selbstmord verübt hatte, kehrte zurück.

Da konnten nur fremde Geister ihre Hände im Spiel haben. Einige flohen in den Hausflur, andere preßten sich eng gegen die Türnischenwände und wären am liebsten in sie hineingekrochen.

Die. Kinder ließ Osa in Ruhe. Sie konnten ja nichts dafür. Für sie zählten allein die Erwachsenen.

Ein Mann wollte im Hausflur verschwinden, rutschte in seinen komischen Pantinen aber aus und spürte den harten Griff an seiner Schulter. Osa zerrte ihn zurück.

»Nein, nicht, ich…«

»Sei ganz ruhig, Feng. Du brauchst überhaupt keine Angst vor mir zu haben…«

»Du bist tot!« keuchte er. »Verdammt noch mal, du… du bist tot! Wie kannst du nur hier sein…?«

»Ich lebe noch.« Sie stieß Feng in das Halbdunkel des engen Flurs und preßte ihn mit dem Rücken gegen die Wand. »Ich bin dem Tod von der Schippe gesprungen. Was aber mit dir passiert, steht noch nicht fest.« Sie hatte die Beretta gezogen und drückte Feng die Mündung gegen das Fleisch der Wange.

»Was willst du denn?«

»Nur eine Auskunft, Junge.« Feng war in ihrem Alter, aber ohne festen Job. Ab und zu arbeitete er als Aushilfe in einer der zahlreichen Wäschereien.

»Ich weiß nichts.«

»Das wird sich herausstellen. Wo ist Tiau?«

»Keine Ahnung!«

»Wo, Feng?« Sie drückte die Mündung noch fester. »Ich habe keine Lust, mir deine Lügen anzuhören.«

»Er… er war mal hier!« Feng flüsterte. Er hatte Angst davor, daß ihn jemand anderer hörte.

»Und jetzt?«

»Er ging hoch zu euch. Das habe ich gehört.«

»Was wollte er bei uns?«
»Ich weiß es nicht!«
»Gut, Feng, gut, ich glaube dir. Solltest du mich reingelegt haben, komme ich zurück. Dann wird dir das hier vorkommen wie ein kleiner Spaß im Vergleich zu dem, was dann auf dich zukommt.«
»Ich weiß… ich …« Als er den Druck nicht mehr spürte, wurden seine Knie trotzdem weich. An der Wand rutschte er langsam nach unten und schaute nach rechts, wo Osa bereits auf die Treppe zuschritt.
Im Gegensatz zu sonst, war das Haus totenstill. Es hatte sich blitzartig herumgesprochen, wer zurückgekehrt war. Die Menschen versteckten sich in ihren Wohnungen, denn sie alle ahnten, welche Gefühle Osa durchtosten.
Da hatten sie nicht unrecht.
Mit gezogener Waffe und versteinertem Gesicht schritt die Halbchinesin die Stufen der Treppe hoch. Sie wollte in den zweiten Stock und dort erfahren, was Tiau in der Wohnung gesucht hatte. Einen Grund konnte sie sich nicht vorstellen.
Ihre hart aufgesetzten Tritte hinterließen Echos. Nichts bewegte sich in ihrem Gesicht, wo sich die Augen in den Höhlen als dunkle Eisperlen abzeichneten.
Trotz ihres inneren Aufruhrs wirkte sie ruhig. Nicht einmal Schweiß rann über die Handflächen.
Vor der Wohnungstür verhielt sie den Schritt. Sie wurde zu einem Menschen, das Roboterhafte fiel von ihr ab, und so etwas wie ein Gefühl des Schmerzes zeichnete ihre Züge.
Flüsternd sprach sie den Namen der Mutter aus. Wenn sie früher in die Wohnung zurückkehrte, war sie immer belegt gewesen. Jetzt würde sie leer sein.
Osa mußte sich einen innerlichen Ruck geben, um die Klinke nach unten zu drücken.
Hart stieß sie die Tür auf, ging über die Schwelle, schaute in den Raum – und blieb abrupt stehen.
Die Wohnung war nicht leer.
Auf dem Bett lag ihre tote Mutter!

***

Bisher hatte sich Osa beherrschen können. In diesem Augenblick jedoch brannten die Sicherungen bei ihr durch. Einen gequälten Schrei ausstoßend, wankte sie vor. Das Bett bewegte sich vor ihren Augen, und sie überkam das Gefühl, durch einen Nebel zu gehen, dessen Schwaden aus Händen bestanden, die sie zurückhalten wollten.
Vor dem Bett sank sie in die Knie. Sie störte nicht einmal der Leichengeruch, als sie ihren Kopf gegen die Schulterecke der Toten

lehnte und anfing zu weinen.

Osa verspürte echte Trauer. Das Schluchzen schüttelte ihren Körper durch. Die Schulterknochen hoben und senkten sich. Die Beretta lag neben ihr, Tränen rannen an den Wangen entlang und weiter in die Kleidung der Toten.

Das Mädchen verlor das Gefühl für Zeit. Irgendwann, Osa wußte nicht einmal ob Stunden oder Minuten vergangen waren – hob sie den Kopf, wischte die Tränen fort und sah auch die Wunde dicht über dem Herzen, wo Man Lei von dem Messer getroffen worden war.

»Ein Messer!« flüsterte sie. »Es war ein Messer, das sehe ich. Und mit einem Messer werde ich auch deinen Mörder in die Hölle schicken, das schwöre ich dir, Mutter. Du bist gestorben, doch andere werden ebenfalls daran glauben müssen.« Sie hob den Kopf an und streichelte mit beiden Handflächen die kalten Wangen der Leiche.

»Sie haben dich hergebracht, vielleicht als Warnung für mich, aber ich werde diesen Tiau finden, und er soll alle Qualen der Hölle erleiden. Ich hole ihn mir, ich vernichte diesen Mörder!«

Sie gab sich einen Ruck, faßte nach rechts und wollte die Beretta aufheben.

Osa griff ins Leere – erschrak und hörte hinter sich eine Stimme.

»Ich habe mir mein Eigentum wieder zurückgeholt, Osa!«

***

»Sinclair!«

Sie sprach meinen Namen aus, als würde sie sich davor ekeln. Das war mir egal.

»Stimmt, ich bin es!«

Sie kam langsam hoch. Osa wirkte, im Gegensatz zu unserer ersten Begegnung, völlig verändert. Nichts war mehr von der Härte in ihren Augen und in ihrem Gesicht zu lesen. Trauer überflutete es wie eine große Welle. Sie hatte geweint, sie hatte eine sehr menschliche Regung gezeigt, das wiederum gab mir Hoffnung.

Allerdings war ich vorsichtig. Bei Menschen wie Osa konnte Trauer und Leid radikal umschlagen in einen menschenverachtenden Haß. Ein Extrem, das ich auf keinen Fall akzeptieren konnte.

»Ihre Mutter?« fragte ich sicherheitshalber.

»Ja…«

»Wie kommst du hierher? Wußten Sie es?«

»Tiau muß sie gebracht haben. Jemand erzählte es mir. Er hat sie hergeschleppt.«

»Weshalb?«

»Ich weiß es doch nicht. Wahrscheinlich sollte es sich herumsprechen. Vielleicht wollte man mich herlocken.«

»Was man ja geschafft hat.«

»Das stimmt, Sinclair. Doch bin ich freiwillig gekommen, und ich werde mir ihre Mörder vorknöpfen. Schauen Sie sich die Wunde an. Sie ist durch ein Messer umgebracht worden, und ich werde ihren Mörder ebenfalls durch ein Messer töten.«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein, es sind viele.«

Meine Stimme klang ernst, als ich die Antwort gab. »Sie wissen, Osa, daß ich eine private Rache nicht dulden kann. Wir sind hier nicht im Wilden Westen, hier herrschen Gesetze, an die wir uns halten müssen. Sie ebenso wie ich.«

»Gesetze?«

»So ist es!«

Sie lachte mir ins Gesicht. »Was sind das nur für Gesetze, die meine Mutter nicht haben beschützen können. Sagen Sie es, Sinclair! Welche Gesetze sind das?«

»Nicht perfekt, ich weiß. Aber man hat das Beste getan.«

»Ja, das Beste.« Sie warf einen Blick auf die Tote. »Wollen Sie mich aufhalten, Sinclair?«

»Ich muß es!«

»Und wie? Sie suchen doch auch Ihren Freund. Wir könnten uns zusammen auf den Weg machen.«

»Im Prinzip schon. Nur werde ich nicht hinter Ihnen stehen, Osa. Sie können nicht verlangen, daß ich mich mit jemandem verbünde, der Mord auf seine Fahne geschrieben hat.«

»Gut, das verstehe ich.« Sie breitete die Arme aus. »Und wenn ich Ihnen verspreche, daß ich mich ändere?«

»Würde ich Ihnen nicht glauben.«

Osa lachte kichernd. »Gut, Sinclair, wirklich gut. Ich an Ihrer Stelle würde ebenso denken.«

»Dann sind wir uns einig.«

Osa hob die Schultern. »Sie machen einen Denkfehler, Bulle. In dieser Gegend kennen Sie sich nicht aus, aber ich. Ich könnte leichter herausfinden, wohin man Ihren Freund und Kollegen geschleppt hat. Ihnen würde man keine Antwort geben.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

Fast bedauernd schaute sie mich an. »Wenn Sie einen Chinesen zum Freund haben, müßten Sie einiges über unsere Mentalität wissen, Sinclair. So leicht kommen Weiße nicht an Asiaten heran. Sie werden den Langnasen gegenüber immer mißtrauisch bleiben. Da kommen Sie nicht durch. Es ist wie eine Mauer. Hier halten die Menschen zusammen oder werden dazu gezwungen, zusammenzuhalten.« Mit dem Zeigefinger zielte sie auf mich. »Zudem haben Sie keine Zeit zu verlieren. Der chinesische Tod ist schnell, gefährlich und grausam.«

»Wie bitte?«

»So werden die Krüppel auch genannt, der chinesische Tod.«
»Haben Sie den Ausdruck erfunden?«
»Nein, es sind Weiße gewesen. Missionare, die während der Kaiser-Dynastien in das Reich der Mitte gekommen sind, um die Menschen an den christlichen Glauben zu gewöhnen. Was sie nicht geschafft haben. Das spielt keine Rolle. Zurückgeblieben ist der Begriff ›der chinesische Tod‹, alles andere zählt nicht.«
»Den müssen wir stoppen.«
»Das schaffen Sie nicht.«
»Mal sehen.«
»Wir brauchen die Mörder, Sinclair!«
»Haben wir dann auch den chinesischen Tod ausgeschaltet?«
»Ich glaube nicht.«
»Eben!«
Sie funkelte mich an. Das ihr eine scharfe Antwort auf der Zunge lag, konnte ich sehen, aber sie sagte nichts und verschluckte die Worte, als würde sie etwas herunterwürgen. »Sie müssen sich auf mich verlassen, Sinclair. Nur ich kann in diesem verdammten Haus herausfinden, wo sich Tiau aufhält.«
Ich nickte ihr zu. »Ja, damit bin ich einverstanden. Gehen wir gemeinsam.«
»Ja – los.«
»Nach Ihnen, Osa.«
Sie ging an mir vorbei. »Trauen Sie mir nicht?«
An der Tür blieb sie stehen und hob die Schultern. Einen letzten Blick warf sie auf ihre Mutter. Die sonst so harten Augen schwammen in Tränen. Dann ging sie weg.
Diese Person war gefährlich. Osa hatte nicht aufgegeben, da konnte sie sagen, was sie wollte.
Sie ging vor mir her. Der Flur war menschenleer. Nicht eine Person begegnete uns oder schaute aus ihrer Wohnung. Wir kamen uns beide fremd vor, besonders ich.
An den Wänden sah ich hin und wieder Zeichnungen. Viele hatten als Motiv den Drachen. Aber auch Schlangen, Hund, Ratten sowie andere Tiere aus der chinesischen Mythologie waren abgebildet.
Zwei Stufen blieb ich hinter ihr. »Wo wollen Sie eigentlich hin?« fragte ich.
»Zu Tiau.«
»Er ist nicht da, denke ich.«
»Wir werden sehen.«
Der alte Mann wohnte im Erdgeschoß. Ziemlich weit hinten im Hausflur, von der Beleuchtung gerade noch erreicht. Für einen Fremden war die Tür nicht schnell zu finden, doch Osa wußte Bescheid und blieb vor ihr stehen.

Sie probierte die Klinke und konnte die Tür aufschieben. Plötzlich war sie vorsichtig geworden. Ihre Haltung spannte sich, noch übertrat sie nicht die Schwelle.

»Lassen Sie mich…«

»Nein, Sinclair, ich gehe.« Mit schnellen Schritten huschte sie in den Raum.

Tiau bewohnte ein Zimmer. Es war relativ groß, bot nicht nur Platz für die alten Möbel, deren Holzoberfläche mit Lack überzogen waren, er hatte auch im Raum seinen Altar aufgebaut, vor dem er meditierte oder betete.

Mich interessierte der Altar. In der Luft lag noch immer der kalte Rauch von Räucherstäbchen, die auf dem kleinen Altar eine Figur einrahmten.

Es war ein Zwerg!

Zum erstenmal in meinem Leben bekam ich den chinesischen Tod zu Gesicht. Die Figur war nicht größer als meine ausgestreckte Hand, allerdings nicht so breit.

Sie stand schief, das rechte Bein war kürzer als das linke. Zudem fehlte ihr ein Teil der linken Gesichtshälfte. Das Ohr war nur einmal vorhanden, der Mund hörte nach Dreivierteln seiner Breite auf, aber die Augen waren noch da.

Sie funkelten, als würde Leben in ihnen stecken, obwohl das nicht stimmte, denn sie bestanden aus Steinen, die Ähnlichkeit mit Diamanten aufwiesen.

Die Farbe lag irgendwo zwischen Blau und Grün. Man konnte sie als türkis bezeichnen.

Als ich die Figur berühren wollte, stieß Osa einen Zischlaut aus.

»Nicht – lassen Sie die Finger davon, Sinclair!«

»Weshalb?«

»Ganz einfach. Man kann nie wissen, welche Sicherungen noch eingebaut worden sind.«

»Was sollte passieren?«

»Nicht jeder darf sie berühren!«

Osa war nicht näher gekommen. Sie hielt einen respektablen Abstand ein. Ihre Warnungen hatte ich gehört, aber ich war es auch gewohnt, den Dingen auf den Grund zu gehen und legte dementsprechend vorsichtig meine Hand um die Figur.

Nichts passierte. Mich überkam nur der Eindruck, als wäre das Material handwarm.

Und die Figur war mit dem Altar verankert. Als ich sie hochheben wollte, klemmte sie fest.

Ich drehte sie. Der Mund klappte auf, und ich hörte das Zischen.

Aus dem Maul strömte die weißgrüne Gaswolke, die sich so schnell verteilte, daß ich mich nur mit einem Sprung vor ihr in Sicherheit

bringen konnte.
Osa fluchte wie ein alter Landsknecht, als sie auf die Tür zulief. Ich nahm den gleichen Weg: Fast wären wir noch zusammengestoßen.
»Sinclair, was haben Sie da gemacht?« Sie rammte die Tür von außen zu. »Ich habe Sie gewarnt.«
»Beruhigen Sie sich, es ist nichts passiert.«
»Das Zimmer ist jetzt eine Gifthölle. Tiau ist gefährlich. Er geht nie ohne Sicherung.«
»Stimmt. Aber wo ist er hin?«
»Ich finde es heraus.« Sie deutete auf ihre Brust. »Ich allein, Sinclair!«
»Irrtum, Lady, ich bin dabei!«
Sie ballte die Hand zur Faust. Es sah aus, als wollte sie in mein Gesicht schlagen. »Nein, zum Henker! Man wird uns nichts sagen, wenn wir zu zweit sind.«
»Wie hieß er noch?« fragte ich dazwischen.
»Wer?«
»Der junge Mann, der…«
»Feng!«
»Den suchen wir auf. Er wohnt hier im Haus. Geben Sie es zu, Osa. Verflixt noch mal.«
»Ja, er wohnt hier.«
Ich schob sie vor. Sie leistete keinen Widerstand. An der Haustür trafen wir auf neugierige Kinder. Sie schauten mich an, als hätten sie zum erstenmal einen Weißen gesehen. »Wo ist denn Feng?« stellte ich wie beiläufig die Frage.
»Im Keller.«
»Danke.« Ich drehte mich schon um.
»He, verdammt, Bulle, warte!« Osa rief und fluchte auch hinter mir her. An der Kellertür holte sie mich ein. Ich hatte sie bereits aufgezogen, fand einen Lichtschalter, drehte ihn auch herum, nur wurde es nicht hell.
»Der weiß genau, was er tut«, flüsterte Osa.
»Und ich auch.« Meine Lampe brannte. Verdammt, ich wollte Suko heraushauen und mich nicht durch irgendwelche Leute aufhalten lassen. Die Treppe war lebensgefährlich, weil holprig. Sie endete vor einem Quergang, wo die einzelnen Keller nebeneinander lagen und durch hölzerne Gittertüren gesichert wurden.
Feng fanden wir in keinem der Keller. Er hatte sich unter einer Schräge verkrochen und blinzelte in den Schein meiner Lampe.
»Da ist er«, sagte Osa.
»Wen hast du denn da mitgebracht?«
»Keine Sorge, der tut dir nichts. Das ist ein Bulle. Sei froh, daß wir nicht allein sind.«
Auf seinem noch jungen Gesicht erschien der Ausdruck der

Erleichterung. »Sie können mich nicht verhaften«, sagte er trotzdem. »Ich habe nichts getan, nicht gedealt…«

»Ich will Sie nicht verhaften, mein Lieber. Ich möchte nur eine Auskunft von Ihnen.«

»Ja?«

»Wo steckt Tiau?«

Als ich den Namen erwähnte, duckte er sich noch tiefer. Wie eine Maus kam er mir vor, die sich vor mir, der Katze, verkriechen wollte.

»Rede!« meldete sich Osa aus dem Hintergrund. »Oder ich schneide dir die Ohren ab!«

»Keine Drohungen, bitte.«

Sie lachte nur. »Der wird nichts sagen. Der ist verstockt, verdammt noch mal.«

»Er wird mich töten!« flüsterte Feng. »Ich darf nichts sagen. Ich kann es nicht.«

»Wo finden wir ihn?«

»Er wird mich töten lassen!«

»Dazu kommt er nicht mehr«, sagte Osa. »Du kannst mir glauben, wir werden ihn holen.«

Feng nickte, sagte aber noch nichts. Er mußte zunächst seine Furcht überwinden. »Weg ist er«, murmelte der junge Mann. »Er will nicht mehr hier im Haus sein. Er wird alles in die Wege leiten. Er will der Herrscher werden, er kennt nur Gewalt.«

»Wo steckt er?«

Feng schaute mich nicht an, als er die Antwort gab. Sie klang sehr dünn. Ich mußte schon genau hinhören, um sie verstehen zu können. »Pagode, es ist die Pagode…«

Ich drehte mich um.

Osas Gesicht zeigte Erstaunen. Sie schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Verdammt, daß ich daran nicht gedacht habe! Ja, die Pagode, zum Henker!«

»Kennen Sie die?«

»Und wie.« Wieder ballte sie die Hand. »Das Gebäude befindet sich in der Nähe. Man kann es nicht übersehen, es ist fast so gebaut wie eine alte Pagode aus dem Mutterland.« Plötzlich machte sie kehrt und rannte weg. So schnell, daß ich mich erst in Bewegung setzte, als sie schon die Treppe hochstürmte.

Ich jagte ihr nach.

Im Flur packte sie eines der Kinder und schleuderte es mir entgegen. Ich fing den kleinen Jungen ab, damit er sich nicht wehtat. Wir verloren wertvolle Sekunden, die Osa nutzte. Sie verschwand! Als ich über die Außentreppe schlitterte, saß sie bereits auf ihrem Fahrrad und jagte davon.

Nach rechts, wie ich sah.

»Verdammtes Biest!« keuchte ich, war jedoch davon überzeugt, daß ich sie wiedersehen würde…

***

Der Biß des kleinen Monstrums hatte Suko nicht nur erwischt, sondern regelrecht niedergeschmettert. Für ihn waren die Lichter verloschen, und sie gingen auch kaum wieder an.

Der Inspektor dämmerte dahin.

Manchmal wechselten die Zustände. Da stürmten Wellen in die Höhe, die Suko wegtrugen, um ihn einen Moment später in ein Tal zu reißen. Es gab auch Situationen, wo er die Augen öffnete, als hätte ihn ein Stromstoß aus seinem Dahindämmern gerissen.

Da starrte er dann in die Höhe und sah über sich kleine Gesichter.

Manche nicht vollständig. Bei einem fehlte die Nase, bei einem anderen ein Teil des Kinns, auch sah er welche, wo das eine oder andere Ohr nicht vorhanden war.

Die Zeit des Erwachens umfaßte höchstens Sekunden, dann verschwamm alles in einem trüben Nebel des Vergessens, bis Suko wieder an die Oberfläche getragen wurde und abermals die kleinen Gesichter über einen Rand schauen sah.

Es blieb nicht so. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker kämpfte Suko gegen das Gefühl des Wegtauchens an, ohne allerdings richtig wach zu werden.

Seinen Kampf führte er nicht bewußt. Es war einfach der Körper, der so reagierte. Er vertrieb das dämonische Gift, das der Biß des chinesischen Tods hinterlassen hatte und sorgte für ein Auftauchen des Inspektors aus der unheimlichen Tiefe.

Er schwamm förmlich der Oberfläche entgegen und hatte plötzlich das Gefühl, wieder so zu sein wie vor der Attacke.

Mit einem Unterschied – er konnte sich nicht bewegen!

Suko lag auf dem Rücken, die Augen geöffnet, gegen die Decke starrend, die sich in einem dunklen Grau über ihm abhob und gleichzeitig ein bestimmtes Muster zeigte, das noch vor seinen Augen schwamm, sich allerdings zu einer großen, dunkelroten Figur zusammensetzte.

Zu einem Drachen…

Ein furchtbares Ungeheuer, das die gesamte Deckenbreite einnahm und mit dem weit offenstehenden Maul fast die Wand berührte. Dabei hatte der Künstler den Drachen so gezeichnet, daß sein Maul in der Perspektive wie angeknickt aussah und auf den unter ihm liegenden Suko so wirkte, als wollte es ihn verschlingen.

Sein Gehirn arbeitete wieder.

Nur langsam schwemmte die Erinnerung in ihm hoch. Ihm fiel ein, daß er sich in einem chinesischen Restaurant mit einer Frau namens

Man Lei getroffen hatte. Er dachte an das verlöschende Licht, an den Angriff der beiden Männer mit den Zopfhaaren, die brennenden Spieße, denen sie noch hatten ausweichen können, und an den Mord!

Die Erinnerung daran entzündete in dem Inspektor fast eine Feuersbrunst. Schuldgefühle peinigten ihn plötzlich, und die innere Hitzewelle schlug bis in sein Gesicht durch.

Er hatte die Tote gesehen, und es war keine Einbildung gewesen, kein Trugbild.

Wie auch dieser gefährliche Zwerg, der ihn angefallen und gebissen hatte.

Er war nicht allein. Suko erinnerte sich daran, daß er in den Phasen des Erwachens Gesichter gesehen hatte, die über einen Rand hinwegschauten.

Welchen Rand?

Dann erst kam er dazu, sich um seine nähere Umgebung zu kümmern. Nicht allein der Blick nach oben reizte ihn, er wollte genau wissen, wo er lag, denn die Unterlage war ziemlich hart, fast so hart wie Stein.

Ein Sarg?

Wenn er über seine hochkant stehenden Füße hinwegschaute, sah er einen sehr schmalen Rand, der in seinen Abmessungen durchaus dem unteren Teil eines Sargs standhielt.

Das richtige »Bett« für jemand, dessen Leben, sich sowieso dem Ende entgegenneigte. Sie konnten mit ihm machen, was sie wollten, da Suko nicht einmal in der Lage war, seine Zunge zu bewegen.

Akustisch konnte er sich nicht bemerkbar machen, nur mehr in Gedanken über sein Schicksal hadern, aber das hörte niemand.

Bisher hatte er in einer absoluten Stille gelegen, was sich auf einmal änderte.

Zuerst spürte er einen Luftzug, der in den Sarg hineindrang und über sein Gesicht fächerte. Er wußte nicht, woher er kam, aber er hörte andere Geräusche.

Sachte, trippelnd gesetzte Schritte und eine etwas hoch und trotzdem alt klingende Stimme, die mit irgendwelchen Lauten sprach.

»Er ist da. Ihr könnt wieder hingehen und ihn euch anschauen. Macht es wie sonst, doch jetzt wird er euch bemerken.«

Suko war gespannt, denn er wußte, daß nur er gemeint sein konnte. An den Außenwänden des Sargs vernahm er ein Kratzen. Sekunden danach war es soweit. Über den Rand hinweg schauten vier kleine Köpfe.

Die Zwerge waren da, der chinesische Tod…

Nicht zum erstenmal hatte Suko mit ihnen Sichtkontakt, diesmal jedoch war er geistig derart auf der Höhe, daß er es schaffte, sich auf sie zu konzentrieren.

Die Gesichter ähnelten sich stark. An zwei verschiedenen Seiten des Steinsargs waren sie hochgeklettert und schauten Suko direkt an.

Die Gesichter konnte er gleich bezeichnen, auch wenn sie verschieden waren.

Graubraun von der Grundfarbe her. Bei einem fiel besonders die lange Nase auf, die spitzen Ohren und die große Stirn. Suko erinnerte sich daran, daß dieser Zwerg ihn angefallen und gebissen hatte.

Chinesisches hatte er nicht an sich. Der Zwerg sah europäisch aus, wahrscheinlich hatte ihn eine Laune der Natur so geschaffen.

Als er den Kopf drehte, sah Suko die flache Stelle, die senkrecht nach unten lief. Bei diesem Zwerg fehlte einfach die Wölbung des hinteren Schädels.

Die anderen konnte man ebenfalls nicht als perfekt bezeichnen.

Einen Makel wies jeder auf. Entweder an der Nase, den Ohren oder an der Schulter. Vielleicht auch an den verborgenen Gliedern.

Die Sargwanne, in der er lag, mußte doch höher sein, als er angenommen hatte. Sonst hätten die Zwerge nicht erst zu klettern brauchen, um hineinsehen zu können.

Sie taten nichts, klammerten sich am Sargrand fest, verzogen die Lippen zu einem diabolischen Lächeln und nickten manchmal.

Suko versuchte sich in den Augen der Geschöpfe über deren Pläne klarzuwerden.

Keines dieser Wesen würde Mitleid kennen. Sie liebten einzig und allein die Vernichtung.

Dann hörte der Inspektor wieder Schritte. Direkt kamen sie auf den Sarg zu, verstummten. Über den Rand hinweg schob sich ein weiterer Kopf. Nicht der eines Zwerges; Suko schaute in ein faltenreiches Gesicht, dessen Haut ihn an eine Mischung aus Leder und dünnem Papier erinnerte. Stark geschlitzte Augen, in deren dunklen Pupillen es funkelte. Glatte Haare und dünne Lippen, die wie zwei breite Striche in der unteren Gesichtshälfte wirkten.

Wer war dieser Mensch?

Er schien über die Zwerge Macht zu besitzen, denn sie verschwanden, als er kam. Suko hörte noch, wie sie zu Boden sprangen, danach wurde es still.

Der Alte schaute ihn an, bevor er plötzlich mit krächzend klingender Stimme seinen Namen bekanntgab.

»Ich heiße Tiau!«

Na und? hatte Suko sagen wollen, doch er war noch nicht soweit.

Er konnte einfach nicht sprechen und die beiden Worte nur in Gedanken formulieren.

»Ich will dich nicht unaufgeklärt sterben lassen, Landsmann. Ich habe den chinesischen Tod geholt. Ich habe meine kleinen Zwerge gesammelt. Uralte Stücke, die ich in einem vergessenen Tal im Norden

des großen chinesischen Landes fand. Ich wußte, daß sie uralt waren, daß sie lebten, wenn man den richtigen Weg fand. Sie stammten von denen ab, die der Erhabene aus Jade vor dem großen Regen nicht hatte retten können, sie sind die Nachfolger der ersten, und sie sind ebenso grausam, das kann ich dir versprechen. Sie werden mit den Kräften der Natur spielen und sie verbinden mit einer alten Drachenmagie. Sie brauchen Kraft, sie brauchen die Kräfte der Menschen, um existieren zu können, und diese Seelenkraft wirst auch du ihnen geben. Wenn du nach oben schaust, siehst du den Drachen. Er wird das Feuer speien, daß dich letztendlich verbrennt. Wenn aus deinem Körper der Rauch steigt, werden die Zwerge kommen und ihn einsaugen wie den herrlichsten Balsam, denn nur er garantiert ihnen eine weitere Existenz. Mich erkennen sie als ihren neuen Meister an. Ich hab ihnen geholfen, sie werden mir helfen. In diesem Viertel werde ich bald herrschen, mich hat die Sonne auch noch in meinem hohen Alter getroffen, weil ich den Mut und die Hoffnung nie aufgab. Brennen für den Tod«, sagte der Alte. »Brennen für den chinesischen Tod. Du bist einer von uns, auch wenn du schon lange in dieser Stadt lebst und dich gewissen Gesetzen unterworfen hast. Dennoch muß es dir zur Ehre gereichen, auf diese Art und Weise zu sterben, Suko. Auch wenn du Polizist bist…«

Er sagte nichts mehr. Suko lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, nur war es ihm nicht möglich, sie zu stellen. Die Lähmung hielt an und blieb, auch wenn er dagegen ankämpfte.

Tiau zog sich zurück. Suko hörte noch, wie er mit den Zwergen sprach und richtete seinen Blick gegen das Drachenmaul über ihm.

Er glaubte nicht daran, daß der Alte gelogen hatte. Aus dem breiten Maul würden die Flammen fließen, ihn erreichen und zerschmelzen, damit sich die Zwerge an seinen Resten laben konnten und neue Kraft und Stärke bekamen.

Suko konnte nicht sagen, wie er sich fühlte. Fast wie ein lebender Toter oder ein Scheintoter. So ähnlich mußte es einem ergehen, der lebte, sich nicht bemerkbar machen könnte und nur auf seine schreckliche Beerdigung wartete.

Suko hörte sich entfernende Schritte. Dem Klang nach zu urteilen, mußte es der Alte sein. Er verließ den Raum nicht, blieb irgendwo stehen und begann zu sprechen.

Den Dialekt kannte Suko nicht. Erst redete der Mann, dann fing er an mit einem hohen Singsang und dehnte seine Worte gummiartig aus. Zwar verstand Suko nicht, was er genau sang, doch der Klang, vermischt mit den beschwörenden Worten, sagte ihm genug.

Hier sollte ein Götze, ein Geist, eine Kraft beschworen werden, die das Feuer schickte.

Der Drache!

Er bewegte sein Maul.

Suko täuschte sich nicht. Der Singsang des Alten hatte dafür gesorgt und magische Ströme in die gezeichnete Figur fließen lassen, die sich bewegte.

Es war nur ein Zucken der beiden Kiefer, dann das Vorschnellen der Zunge, die wie eine Peitsche wirkte und sich in einem gewissen Abstand von der Decke bewegte.

Nein, an die Decke gezeichnet worden war er nicht. Er war einfach ein Gebilde, das ein Stück von der Decke entfernt hing und von unten betrachtet so aussah, als wäre es gezeichnet.

Der beschwörende Singsang ging dem Inspektor auf die Nerven, da er seine Tonlage verändert hatte. Sie war übergegangen in ein hohes, jammerndes Heulen, das an die Wehlaute klagender Tiere erinnerte. Das Heulen blieb. Es durchzitterte den Raum und peitschte die Emotionen des Drachen an. Durch dessen Körper liefen zuckende Wellen, die sich bis hinein in den Schwanz fortsetzten. Das Maul stand weit auf. Ein schrecklich klingendes Fauchen war zu hören.

Wie ein Sturmwind wirbelte es über den im offenen Sarg liegenden Suko hinweg.

Der für ihn nicht mehr sichtbare Alte schien in Rage zu geraten. Er brüllte auf, er benahm sich akustisch wie ein Derwisch; das harte Stampfen stammte wahrscheinlich von seinen Füßen. Er schrie den Drachen an, der seinen Kopf von einer Seite auf die andere schlug, ohne dabei die Decke zu berühren, plötzlich stoppte und den häßlichen Schädel nach unten senkte.

Suko stierte in die Augen, in das offene Maul und in das Feuer, das ihm entgegenschlug…

***

Diesmal stellte Osa, das Halbblut, ihr Rad nicht an der Hauswand ab. Sie hatte keine Zeit mehr, sie schleuderte es kurzerhand zu Boden und ließ es auf dem Gehsteig liegen.

Zwei Schritte brachten sie bis an die dunkelrot lackierte Eingangstür des Hauses, das den Chinesen gleichzeitig als Tempel oder Pagode diente.

Mit gelber Farbe war auf die Tür das Zeichen des Drachen gemalt worden. Eine Klinke besaß sie nicht, dafür einen Knauf, den Osa drehte, aber nicht öffnen konnte.

Wut stieg in ihr hoch. Sie schaute sich nach Sinclair um, während sie mit der Faust vor das Holz hämmerte.

Hinter ihr floß der Verkehr vorbei, niemand nahm öffentlich Notiz von ihr. Sie wollte nur vor Sinclair in der Pagode sein, denn er würde versuchen, sie an der Tat zu hindern.

Das Klopfen war gehört worden. Jemand zog die Tür auf. Daß es ein

Fehler gewesen war, merkte er einen Lidschlag später. Da rammte Osa die Tür so hart auf, daß sie gegen den Mann krachte und ihn zurückschleuderte. Er fiel in eine kleine Halle hinein, wäre auf dem Teppich gelandet, aber Osa war doch schneller.

Sportlich gehörte sie zu den Besten in ihrem Semester. Und sie hatte auch Kampfsportarten betrieben, das bekam der Wächter zu spüren, als Osas Handkante gegen seinen Hals federte.

Der Mann drehte sich auf der Stelle und fiel um.

Osa sprang über ihn hinweg. Sie kannte sich selbst nicht aus, denn besucht hatte sie die Pagode nie.

Der Wächter war der einzig Sichtbare gewesen. Sie blickte gegen die lackierten Wände, auf den Altar, wo eine fast menschenhohe Buddha-Statue stumm und breitbeinig hockte. Sie sah Räucherstäbchen, die einen für sie fremdartigen Geruch produzierten, und sie entdeckte auch die Drachen-Bemalungen an den Wänden.

Drachen der unterschiedlichsten Größe. Mal rot, mal gelb, mal tiefschwarz.

Dazwischen die Fratzen der Götzen oder götzengleicher Dämonen – aber sie sah keine Tür.

Die andere schwang hinter ihr zurück, ohne dabei ins Schloß zu fallen. Ein Windstoß trieb sie wieder nach innen. Niemand kam, um sie zu schließen.

Osa ging federnd weiter. Sie schritt über einen mit Seidenteppichen belegten Boden, der ihre Schritte stark dämpfte, so daß sie kaum zu hören waren.

Das Halbblut kam ihr vor wie ein Geist, als es die Halle durchquerte. Den Blick starr nach vorn gerichtet, mal wechselnd, um die Seitenwände abzutasten.

Das konnte doch nicht alles sein. Das Haus, in dem der Tempel lag, besaß mehrere Stockwerke. Zumindest mußte eine Treppe in die Höhe führen, auch die sah Osa nicht.

Manche Wände sind Scheinwände und lassen sich verschieben.

Ein besonders großer Drache weckte ihr Interesse. Er war grün und so gemalt, daß sein weit aufgerissenes Maul den Betrachter anstarrte.

Davor blieb Osa stehen.

Sie war nervös, wippte in den Knien. Ihr Blick überflog den Drachenschädel, und ihr fiel auf, daß eines der beiden glotzartigen Augen mehr vorstand als das zweite.

War das die Lösung?

Sie strich mit der Handfläche über das linke Auge und spürte dessen Wölbung.

Ein leichter Druck reichte…

Irgendwo im Hintergrund das gemalten Drachen oder der Wand vernahm sie ein Klacken.

Danach erklang ein puffendes Geräusch, und plötzlich zeigte des gewaltige Maul einen Riß, der immer größer wurde. Eine Lücke entstand, durch die Osa schreiten konnte.

Noch blieb sie stehen, schaute zurück, sah nur den Bewußtlosen, von Sinclair keine Spur.

Dann ging sie.

Ihre Sohlen bewegten sich auf einem glatten Holzfußboden weiter.

Der Raum war kleiner als der, aus dem sie gekommen war. Keine Wände grenzten ihn ein, dafür schwarze Vorhänge mit gelben Drachenmotiven. Hinter dem dunklen Stoff konnte sich alles mögliche verbergen, und Osa spürte auf ihrem Rücken ein Frösteln.

Wo steckte Tiau?

Sie wußte, daß sich der Alte hier irgendwo verborgen hielt, aber er zeigte sich nicht, als hätte er Angst vor der letzten Abrechnung. In der Mitte des Raumes blieb sie stehen. Auf Bildern hatte sie Ausschnitte anderer Tempel gesehen. Dieser hier kam ihr im Gegensatz zu den anderen sogar primitiv vor.

In der Mitte blieb sie stehen. Ihr langes Haar hatte sich gelöst, sie schleuderte die Mähne zurück. Das Gesicht wirkte glatt wie Porzellan und sah so aus, als würde es zerspringen, als sich Osas Mund verzerrte und sie nach dem schrie, den sie haben wollte.

»Tiau! Zeig dich endlich! Komm aus deinem verdammten Rattenloch! Ich weiß, daß du dich hier aufhältst!«

Sie hatte in den Raum hineingesprochen. Die Vorhänge dämpften den Klang der Stimme.

Der Gerufene dachte nicht daran zu kommen. Er blieb unsichtbar, bis die junge Studentin sah, wie der Vorhang anfing zu zittern und eine Lücke entstand, durch die sich eine Haut mit langen dünnen Fingern schob.

Die konnte nur dem Alten gehören!

Gebannt starrte Osa die Hand an. Die Finger hielten eine Stoffalte umklammert, bevor sie das Material mit einem heftigen Ruck zur Seite schob.

Eine Lücke entstand – Tiau schob sich hindurch!

Er hatte sich umgezogen, steckte in einem schwarzen Seidenanzug, der aus einer Pumphose bestand und eine Jacke, deren dünner Stoff weich bis über die Hüften floß.

Das Gesicht war eine Landschaft aus Falten, in der die kleinen, dunklen Augen wie Seen glänzten.

Er kam auf Osa zu.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Ja, komm nur her, damit ich dir das Genick brechen kann, du kleine Ratte!«

Tiau blieb stehen. Er hatte seine Hände in die weiten Ärmelausschnitte geschoben und machte nicht den Eindruck, als

würde er sich vor dieser Person fürchten.

»Osa, du bist den falschen Weg gegangen!«

»Das glaube ich nicht.«

»Er wird dich in den Tod führen, aber ich freue mich darüber, daß du gekommen bist. Einmal hast du uns entwischen können, ein zweitesmal wird es nicht passieren.«

Osa schüttelte den Kopf und behielt ihn in einer schiefen Stellung, damit Tiau ihren Hals sehen konnte. »Schau ihn dir an, Alter. Sieh ihn dir genau an. Ich habe mich selbst umbringen wollen, bin jedoch aus der Schlinge gerutscht. Diese Tatsache war für mich ein Omen, eine Botschaft aus einem anderen Reich, die mir sagte, daß ich weitermachen muß. Ja, ich muß weitermachen du Hundesohn. Du allein hast meine Mutter auf dem Gewissen, nur du. Ich habe sie tot in der Wohnung gesehen, und ich habe mich entschlossen, ihren Tod zu rächen.«

»Bist du wirklich so vermessen zu glauben, daß du dich gegen die alten Traditionen stemmen kannst, deren Regeln von Göttern und Dämonen bestimmt werden. Ich habe die Nachkommen der Zwerge gefunden, ich habe sie zum Leben erweckt. Damit sie weiterleben können, brauchen sie die seelische Kraft der Menschen. Sie müssen sich damit auftanken, sonst werden sie zerfallen. Wir leben in einer Gemeinschaft zusammen, Osa. Viele Menschen wissen, daß sie Opfer bringen müssen, und sie zeigen sich auch einverstanden. Nur du bist dagegen, das hasse ich. Niemand kann und darf sich gegen uns stellen.«

»Red nicht so lange herum!«

»Ich wollte dir nur sagen, was dich erwartet. Aufgehoben ist nicht aufgeschoben.«

»Du willst mich dem Feuer übergeben?«

»Ja, dem Feuer des Drachen, Osa. Es ist alles für dich vorbereitet. Heute ist ein besonderer Tag, denn die Götter haben den Weg zur Erde gefunden, und du Osa, wirst ihnen Tribut zollen müssen.«

»Nach dir, Alter. Ich habe mir vorgenommen, den Tod meiner Mutter zu rächen, und ich weiß, daß du dich dafür verantwortlich zeigst. Du bist derjenige, der die Fäden in den Händen hält. Du ziehst sie. Verdammter Hund! Ich kenne keine Gnade, ich muß dich vernichten. Hast du verstanden, Tiau?«

»Ja.«

»Hast du noch einen letzen Wunsch?« fragte Osa spöttisch. »Du siehst, ich bin sogar gnädig. Mit meiner Mutter bist du nicht so umgegangen.«

»Abgesehen davon, daß ich sie nicht getötet habe, ja, ich habe noch einen letzten Wunsch.«

»Welcher ist das?«

»Dreh dich um, Osa!«

Bluff, dachte sie. Das ist Bluff. Sie wollte darüber lachen, aber etwas in der Stimme dieses Mannes hatte sie gewarnt. Es war der Tonfall gewesen, und sie traute dem Alten alles zu.

»Bitte, mach es!«

Osa tat ihm den Gefallen, drehte sich auf der Stelle – und wurde kreidebleich.

Vor ihr standen zwei Männer. Es waren die beiden Killer mit den dünnen Zöpfen…

***

Ihre Gesichter wirkten breit, ausdruckslos, fast apfelförmig, wobei man in den oberen Teil zwei Schlitze hineingeschnitten hatte. Die trugen dunkle Kampfanzüge, weit geschnitten und mit gelben Drachen auf den Vorderseiten.

Waffen sah Osa nicht bei ihnen. Ihr fiel mit Schrecken ein, daß auch sie sich nur mit den Fäusten verteidigen konnte. Okay, auf der Uni gehörte sie zu den besten, aber die zwei Zopfchinesen waren keine Trainingspartner, die meinten es ernst und gingen über Leichen.

»Was sagst du nun, Osa?«

Sie gab keine Antwort. Nicht weil sie so stark geschockt war, nein, sie dachte daran, wie sie aus dieser Lage herauskommen konnte.

Plötzlich wünschte sie sich Sinclair herbei, nur war der weit weg. Sie mußte den Weg schon allein gehen.

Gegen die beiden kam sie nicht an. Wenn sie die Killer überwältigen wollte, mußte sie schlauer sein, sich eine Geisel nehmen. Da kam nur Tiau in Frage.

Der Abstand zu ihm war näher als der zu den Killern. Blitzschnell setzte Osa den Gedanken in die Tat um. Sie überraschte selbst den Alten, als sie auf ihn zuflog, ihn packen und an sich reißen wollte – aber sie hatte ihn auch unterschätzt.

Nie hätte Osa gedacht, daß sich dieser alte Mensch so schnell bewegen konnte.

Als sie zupackte, schlug er dagegen.

Ein knallharter Tritt mit einem spitzen Knie erwischte sie irgendwo zwischen Hüfte und Magen. Der Schmerz strahlte in den ganzen Leib.

Osa hörte sich selbst stöhnen. Sie brach nicht zusammen, hielt sich auf den Beinen, doch sie war geschwächt.

Genau das richtige Opfer für die beiden Killer!

Und die kamen.

Nicht schnell, auch nicht langsam, sie gingen normal, wie zwei, die sich ihrer Sache sicher waren.

Tiau zog sich zurück und hatte bei seiner Aktion die Hände nicht einmal aus den Ärmeln gezogen. Nun wollte er aus einer gewissen

Distanz zuschauen, wie man Osa fertigmachte.
Sie griff an.
Ihr rechtes Bein war das stärkere, ausgerechnet dort hatte sie der Tritt an der Hüfte erwischt.
Osa war trotzdem schnell, doch gleichzeitig zu langsam. Zwei Hände griffen zielsicher zu, umfaßten den Fußknöchel, hielten ihn fest, ein Ruck, Osa kippte zu Boden.
Sie schlug schwer mit dem Rücken auf, konnte einen Schrei nicht unterdrücken, wurde losgelassen, hörte das Lachen und stemmte sich wieder auf die Beine, nachdem sie sich aus der unmittelbaren Gefahrenzone gerollt hatte.
Die beiden ließen sie auch hochkommen. Sie grinsten sich zu. Ihrer Sache waren sie sich sicher. Sie betrachteten die verzweifelte Osa nur mehr als einen Spielball.
Das Halbblut suchte nach einem Ausweg. Sie war schon so weit zurückgewichen, daß sie mit dem Rücken beinahe die Falten des Vorhangs berührte, durch den Tiau erschienen war.
Noch bestand dort eine kleine Lücke, und Osa hörte ein fauchendes Geräusch. Waren das schon die Flammen, die hinter dem Vorhang aufloderten?
»Na komm schon!« flüsterte einer der Killer. »Oder hast du plötzlich Angst bekommen?«
Sie ließ sich nicht ablenken – und startete.
Osa hatte sich für die Tür entschieden. Beim ersten Sprung spürte sie den heftigen Schmerz in der Hüfte, biß die Zähne zusammen, rannte weiter und wollte einfach schneller sein.
Nun hätten die beiden ihr eigentlich den Weg abschneiden müssen, was sie nicht taten.
Osa vernahm so etwas wie ein Sirren, sah einen hellen Schatten, der für den Bruchteil einer Sekunde vor ihren Augen tanzte, dann über das Gesicht fiel und sich um den Hals schnürte.
Wieder hing sie in einer Schlinge. Diesmal bestand sie aus Seide.
Der konnte sie nicht entkommen.
Sie spürte den heftigen Ruck, der sie zurückzerrte. Die Luft wurde ihr knapp. Das Muster unter der Decke begann plötzlich wie wild zu tanzen und zu zucken.
Dann fiel sie.
Mit dem Hinterkopf schlug sie noch auf. Sterne zuckten vor ihren Augen und verschwanden mit kleinen Explosionen.
Jemand stellte einen Fuß auf ihren Körper. Der Druck war nicht stark, er warnte mehr.
Kalte Augen schauten auf sie nieder, forschten in ihrem Gesicht nach. Dünne Lippen zeigten plötzlich ein Grinsen. In diesem Moment wurde Osa klar, daß sie verloren hatte.

Hier gab es keine Chance mehr für sie.

Die Killer waren an ihre Seite getreten. Sie nickten sich gegenseitig zu, und Osa hatte Mühe, Luft zu holen. Der Mann mit der Seidenschlinge hielt das Ende um sein Handgelenk gewickelt. Er brauchte nur zuzuziehen, und alles war vorbei.

Sie warteten auf Tiau.

Der näherte sich mit gemessenen Schritten, erzeugte trotzdem ein vibrierendes Echo, das sich bis in Osas Kopf fortpflanzte.

Zwischen den beiden blieb er stehen. Von der Größe her reichte er ihnen knapp über die Schulter, aber er war ein wahrer Teufel in Menschengestalt.

»Hebt sie hoch und schafft sie hinter den Vorhang.«

»Und dann?«

Tiau lachte böse vor seiner Antwort. »Dann könnt ihr sie den magischen Flammen übergeben…«

***

Wo befand sich die verdammte Pagode?

Fremden erzählte ich, daß ich London genau kannte. Lächerlich, denn nun merkte ich, wie wenig mir die Millionenstadt tatsächlich bekannt war. Ich kurvte durch dieses Viertel, nahm Kurven, hörte Reifen über den Straßenbelag radieren und wollte auch nicht anhalten, um andere Passanten zu fragen.

Ein Tempel oder eine Pagode mußte meiner Ansicht nach von den übrigen Häusern abstechen, weil es etwas Besonderes war. Hier schien es nicht der Fall zu sein.

Zweimal war ich um Haaresbreite einem Zusammenstoß entgangen. Ich mußte nicht nur auf die Fahrzeuge achten, sondern ebenfalls auf die Straßenränder.

Das Fahrrad lag auf dem Gehsteig!

Ich war schon vorbeigefahren, als ich mich rückerinnerte. Himmel, war nicht Osa mit einem Fahrrad geflohen? Ich hatte nicht genau erkennen können, wie es aussah, wollte davon ausgehen, daß es sich bei dem liegenden Rad um Osas handelte.

Ich bremste.

Wieder verlor ich etwas Profil, hämmerte den Rückwärtsgang hinein und rollte nach hinten.

In Höhe des Rads fand ich keinen Parkplatz. Den Wagen ließ ich als Verkehrshindernis mitten auf der Straße stehen und rannte auf den Hauseingang zu, der hinter dem Rad zu sehen war. Auf der dunklen Tür erkannte ich das Motiv des Drachen. Das mußte der Eingang zum Tempel sein.

Die Menschen blieben stehen, als ich mit einem Sprung über das Fahrrad hinwegsetzte. Es waren durchweg Farbige, die meisten davon

stammten aus dem asiatischen Raum.

Die Tür war nicht wieder ins Schloß gefallen. Sie bewegte sich schwankend im Wind.

Für mich ein großer Vorteil. Mit der Schulter rammte ich sie auf, schaute in eine leere Halle, nein, in eine fast leere, denn jemand erhob sich vom glatten Boden, taumelte etwas, sah mich und stürzte plötzlich auf mich zu.

Er riß dabei ein Messer hervor, dessen Klinge leicht gebogen war.

Daß es sich um Man Leis Mörder handelte, erfuhr ich erst später. Ich sah dem Angriff entgegen und unterlief den Kerl, bevor ich ihn mit einem Schulterwurf zu Boden schleuderte, wo er sich gewandt wie eine Katze herumdrehte und aufsprang.

Das geschah so schnell, daß ihn mein Tritt nicht mehr erwischte.

Noch im Sprung säbelte er zu.

Diesmal konnte ich ausweichen, aber der Kerl setzte blitzartig nach und fintierte dabei.

Ich ging zurück. Er war einfach zu flink, um ihn aus den Augen zu lassen, deshalb bekam ich keine Gelegenheit an meine Beretta heranzukommen. Als er sich vorwarf und gleichzeitig gegen mich stach, drehte ich mich zur Seite. Die Klinge wischte verdammt dicht an mir vorbei, ich bekam ihn zu packen, umklammerte die Schulter und wuchtete ihn nach vorn.

Der Chinese war ein Leichtgewicht. Fast hätte er noch abgehoben, als er auf den großen Buddha zuflog.

Die Figur war härter als sein Kopf. Er prallte mit dem Schädel dagegen. Ich sah ihn fallen und nicht mehr aufstehen. Zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit war der Kerl bewußtlos geworden.

Das Messer nahm ich ihm ab und schleuderte es weg. Dann erst kümmerte ich mich um den offenen Spalt, durch den ich in einen Raum treten konnte. Ein Drachenmaul hatte sich dabei zur Seite geschoben und den Durchgang freigegeben.

Genau breit genug, um auch mich hindurchschlüpfen zu lassen.

Ich zog diesmal die Beretta und sah auch ein Ziel.

Vor mir stand ein sehr alter Chinese. Ich hatte ihn noch nie gesehen, wußte aber sofort, um wen es sich handelte.

Das konnte nur Tiau sein!

***

Wir schauten uns gegenseitig an. Er hatte seine Hände in die weiten Ärmel geschoben und sagte kein einziges Wort. Außer ihm befand sich niemand in der Nähe. Wenn jemand wußte, wo sich Osa und Suko befanden, dann mußte er es sein.

Ich ließ ihn in die Mündung blicken. »Du bist Tiau«, sagte ich leise.

»Ja.«

»Wo sind sie?«
»Wer?«
»Osa und Suko!«
Er hob die Augenbrauen und ließ auf seiner Stirn noch mehr Falten entstehen. »Sie sind den Weg gegangen, den sie haben gehen müssen, Fremder. Die Flammen des Drachenfeuers kennen keine Unterschiede. Deine beiden Freunde sind längst verbrannt…«

***

»Verbrenne!«
Suko hatte noch Tiaus Stimme gehört, dann war der alte Chinese lautlos wie ein Phantom verschwunden.
Und das Feuer fiel.
Ein tödlicher Flammenregen hatte sich aus dem Maul des Drachen gelöst. Er kippte dem wehrlosen Suko entgegen, der darauf wartete, daß die Feuersbrunst sein Gefängnis erfüllen und ihn zu Asche verbrennen würde.
Angst peitschte hoch, doch die Haube aus Feuer teilte sich plötzlich und sank zu beiden Seiten des Sargs zu Boden, wo sie sich als starre Flammenarme aufrichteten, deren Spitzen über die Ränder des Sargs hinwegloderten.
Suko konnte diese Tatsache nicht begreifen. Er hatte das Gefühl, daß man ihn noch weiter quälen wollte und hörte auch wieder die kratzenden Geräusche, als die Zwerge an der Außenwand hochkletterten und von den Flammen nicht verbrannt wurden.
Suko konnte sie sehen, er nahm auch den Triumph in ihren Augen wahr. Nur eine Bewegung war ihm nicht möglich.
Sie kletterten in den Sarg.
Der Inspektor spürte ihren Druck auf seinem Körper. Sie hatten sich auf und zwischen seine Beine geklammert, die lodernden Flammen im Rücken, die keine Wärme ausstrahlten.
Dafür öffneten die verkrüppelten Zwerge ihre Mäuler. Es sah so aus, als wollten sie nach Luft schnappen, gleichzeitig bewegten sie ihre Arme, um die Flammen zu dirigieren, die sich veränderten und sich über die beiden Ränder hinwegbogen, als wollten sie wie mit Armen in den Sarg hineingreifen.
Suko war verzweifelt. Er wußte nicht mehr, was er noch machen sollte. Dann schickte er einen Hilferuf auf geistiger Ebene los. Suko wußte, daß es jemand gab, der sich in einer anderen Dimension aufhielt, um dort eine Aufgabe zu erledigen.
Eine Frau, die ihm nahe gestanden hatte und immer noch nahestand. Shao war es, die letzte Nachfolgerin der langen Ahnenreihe der Sonnengöttin Amaterasu.
Es hatte schon Situationen gegeben, die für Suko zwar nicht

begreiflich, aber lebensrettend gewesen waren. Unter gewissen Voraussetzungen, zumeist einem starken seelischen Streß, der dem Gefühl der Angst gleichkam, hatte er es geschafft, über Zeit und Raum hinweg Kontakt mit seiner verschwundenen Partnerin aufzunehmen.

Das versuchte er auch jetzt.

Es mußte ihm einfach gelingen. Wenn jemand seinen geistigen Hilfeschrei hören konnte, dann Shao.

Und so »schrie« er lautlos und auf geistiger Ebene ihren Namen.

Er hatte die Umwelt und sein eigenes Schicksal vergessen, jetzt wollte er nur eins: leben, nicht untergehn, nicht sterben. Der Schrei nach Leben peitschte in ihm auf.

Würde es die Botschaft tatsächlich schaffen, die kaum begreifliche und nicht zu messende Entfernung zu überbrücken?

Suko konnte nur hoffen, mit einem Wissen war da nichts zu machen. Er war verzweifelt, seine Gedanken konzentrierten sich dabei auf eine Richtung.

Und die Zwerge hockten noch immer auf ihm. Sie spielten mit den Flammen, ließen ihre Hände durch die Spitzen gleiten, als wollten sie sich daran die Finger wärmen.

Die ersten Feuerzungen hatten sie dermaßen weit vorgebogen, daß sie in den Sarg hineinschauten. Sie glitten bereits über Sukos Kleidung hinweg, ohne diese allerdings in Brand stecken zu können.

Trotzdem merkte Suko den Schmerz. Er erfaßte ihn nicht von außen her, sondern wühlte in seinem Innern, als hätten es die Flammen geschafft, sich darin zu konzentrieren, um sein Blut, die Adern, die Knochen zum Kochen oder Schmelzen zu bringen.

Der Inspektor schrie!

Auch er war nur ein Mensch, denn plötzlich hatte sich ein Teil der Starre gelöst.

Er konnte schreien!

Nein, es war ein Krächzen, nicht mehr als ein Wehlaut, obwohl es ihm vorkam wie ein mächtiger Schrei.

Aber man hatte ihn gehört!

Plötzlich war jemand im Raum. Eine Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet, in einem engen Trikot. Erschienen wie aus dem Nichts, mit einer Halbmaske vor der oberen Gesichtshälfte und bewaffnet mit einer schweren Armbrust.

Shao war da!

***

Suko glaubte trotzdem an einen Spuk, denn hinter den Flammenspitzen zeichnete sich Shaos Gestalt nur mehr wie ein zitterndes Etwas ab. Als wäre sie auf einer Leinwand abgebildet, bei der sich der Stoff heftig bewegte.

Suko konnte nicht länger hinschauen, denn die Flammen griffen stärker zu.

Auch Shao war nicht ohne.

Sie hatte innerhalb von Sekunden erfaßt, um was es ging. Plötzlich bewegte sie sich.

Über dem Sargrand hinweg schaute sie Suko an, kümmerte sich nicht um das Feuer, packte zu und zerrte den Inspektor mit einer gewaltigen Kraftanstrengung aus seinem Gefängnis hervor.

Die Zwerge wollten nachgreifen, klammerten sich an den Hosenbeinen fest, rutschten aber ab und fingen an zu heulen, als es Shao gelang, Suko aus der Gefahrenzone zu bringen.

Dann kämpfte sie.

Über die linke Schulter hinweg schaute der Rand des Köchers. Aus ihm wiederum lugten die Pfeile hervor, die Shao für ihre Armbrust benötigte. Wie sie den ersten Pfeil auf die Armbrust legte und diese spannte, ließ auf eine lange Routine und Kampferfahrung schließen.

Dann schoß sie.

Der erste Zwerg wurde erwischt. Der Pfeil drang aus seinem Rücken wieder hervor. Die Wucht schleuderte das Monstrum zu Boden, wo es zu dem zerfiel, aus dem es eigentlich geschaffen worden war.

Zu Staub!

Der zweite Zwerg sprang Shao an. Mit einem Tritt schaffte sie ihn sich vom Hals, hatte schon den nächsten Pfeil aufgelegt und durchbohrte den zweiten Zwerg.

Dem dritten ließ sie auch keine Chance.

Der letzte wollte wegrennen. Es sah komisch aus, wie er auf seinen kurzen Beinen dem Vorhang entgegenlief, um dort zu verschwinden.

Der Pfeil durchbohrte ihn, bevor er die Chance bekam, seine Existenz zu retten. Eine Wolke aus dünnem Lehm kroch an dem dunklen Stoff in die Höhe.

Gleichzeitig verlosch das Feuer. Die den Sarg umrahmenden Flammen fielen so schlagartig zusammen, als hätte jemand die Kochstelle eines Gasofens ausgedreht.

Shao drehte sich um. Sie ging auf Suko zu, der noch nichts fassen konnte, allerdings begriff, daß die Starre von ihm abgefallen war.

Reden, sich bewegen, vielleicht auch aufstehen, das alles bereitete ihm keine Schwierigkeiten mehr.

Shao und er schauten sich an. Suko konnte sogar lächeln. »Du bist gekommen?«

Die Pupillen inmitten der Maskenschlitze wirkten ungewöhnlich dunkel. »Ich hörte deinen Hilferuf.«

»Ja, ich konnte nicht anders. Es war einfach schlimm.«

Sie lächelte. »Ich weiß, und ich freue mich ebenso wie du darüber, daß das Band zwischen uns beiden nicht gerissen ist. Es besteht

weiterhin und wird auch nicht so leicht zu durchtrennen sein, das glaube mir. Ich habe gespürt, welche Kräfte hier herrschen. Es war nicht einfach, die Wand zu durchbrechen, denn es sind uralte Kräfte, die bis auf die Entstehung des Lebens zurückgehen, dann aber in dämonische Bahnen gelenkt wurden. Einfach war es nicht, das muß ich noch einmal sagen.«

»Es ist nicht zu Ende, glaube ich. Shao, ich weiß nicht, wie lange ich bewußtlos, starr oder paralysiert gewesen bin. Du mußt dich mit John in Verbindung setzen, du mußt ihm sagen…«

Suko sprach nicht mehr weiter, weil sich Shao umgedreht hatte.

Sie war mißtrauisch geworden, das nicht zu unrecht, denn hinter ihrem Rücken bewegte sich der Vorhang.

Durch den Spalt kamen sie.

Zwei Killer und Osa, die wie erstarrt stehenblieben, als sie außer den nicht mehr im Sarg liegenden Suko noch eine Person sahen…

***

Die Männer mit den schmalen Zöpfen waren dermaßen überrascht, daß sie überhaupt nichts taten, einfach standen, starrten und gleichzeitig staunten.

Daß von dieser Frau mit der Halbmaske eine Gefahr für sie ausging, war ihnen klar. Sie wußten nur nicht, wie sie reagieren sollten, bis der Kerl mit der Seidenschlinge seine Geisel in die Höhe riß, sie an sich preßte und zischte:

»Wenn du dich falsch rührst, stirbt sie. Ich kann sie mit einem Druck meines Fingers töten!«

Shao und Suko wußten beide, daß es kein Bluff war. Es gab sie tatsächlich, diese tödlichen Griffe und Stöße, die man in gewissen Schulen lernte, die jedoch nicht angewendet werden sollten.

»Was sollen wir tun?« fragte Shao.

»Noch nichts. Wo ist das Feuer?«

»Verloschen.«

»Hast du dafür gesorgt?«

»Vielleicht…«

»Wer bist du? Ich habe dich hier nie gesehen. Verdammt, nimm deine Maske ab!«

»Weshalb?«

»Ich bringe sie sonst um!«

Nur einer der beiden Killer sprach. Der zweite hielt sich zurück, beobachtete scharf.

Osa hatte sich in den letzten Sekunden wieder etwas fangen können. Und sie wußte genau, daß sie trotz der sich veränderten Lage noch nicht gerettet war.

Die verfluchte Seidenschlinge drückte in das dünne Fleisch des

Halses und zeichnete dort eine schmale Spur, die bereits blau angelaufen war.

Wenn sie atmete, dann durch den Mund. Es hörte sich keuchend an. Ihre Augen waren verdreht, und wirkten wie in die Höhlen geschobene Kugeln.

Manchmal sah es aus, als wollte sie lächeln, wenn sich ihr Mund in die Breite verschob. Dann wiederum konzentrierte sie sich auf die Unterhaltung zwischen der Maskierten und dem Killer.

Osa wußte nicht, wer diese Frau war, doch sie stand auf ihrer Seite, das war sicher.

Beide Killer konzentrierten sich auf die Fremde. Osa glaubte sich sicher. Glauben heißt nicht wissen, und keiner von ihnen kannte die junge Chinesin wirklich.

Sie wußten nicht, welch eine mächtige Energie in dieser Person brannte und für diesen ungemein starken Willen sorgte.

»Verdammt, nimm die Maske ab!« Der Killer mit der Seidenschlinge war mehr als nur nervös geworden. Die Lage war ihm über den Kopf gewachsen. Er hielt das Ende der Schlinge um sein rechtes Handgelenk gewickelt und den Arm ausgestreckt. Der linke Arm umfaßte den Körper der jungen Studentin in Hüfthöhe.

Osa gab nicht auf.

Sie suchte ihre Chancen und sah auch, daß sich die Fremde bewegte. Gleichzeitig versuchte der hinter ihr liegende Chinese, auf die Beine zu kommen. Er hatte es nicht leicht, sich aufzurichten, das lange Liegen hatte ihn mehr als steif gemacht.

»Ja!« Die Maskierte nickte und sprach gleichzeitig. Sie hob beide Arme an, die Hände näherten sich der Halbmaske.

Der Killer zitterte, so nervös war er. Osa glaubte er, sie sicher zu haben, da hatte er sich geirrt.

Beide konzentrierten sich auf Shao, auf die Geisel achtete niemand. Es gelang Osa, den rechten Fuß anzuheben. Sie hatte das Bein nur wenig geknickt, aber sie wußte genau, was sie tun wollte.

»Schneller!« keuchte der Killer.

Da trat Osa zu!

***

»Die beiden sind längst verbrannt!«

Der alte Chinese hatte diesen Satz mit einer Selbstverständlichkeit gesagt, die mich erschreckte.

Dann grinste er.

In mir loderte die Wut hoch. Vor meinen Augen entstanden rote Schleier. Das konnte nicht wahr sein, daß man Menschen kurzerhand einem Feuer übergab – oder?

Tiau nickte mir zu.

Gleichzeitig vernahm ich die dumpfen Geräusche, die hinter dem Vorhang aufklangen. Auch Stimmen waren zu hören, nicht sehr laut, mehr flüsternd. Ich konnte nicht verstehen, was gesagt wurde.

Nur gefiel dies dem Alten nicht. Zum erstenmal zeigte er so etwas wie eine Reaktion. Sein Blick suchte den Vorhang, und ich wollte ebenfalls etwas tun.

»Gut – verbrannt hast du gesagt. Das hörte ich bereits. Aber ich will mich darin selbst überzeugen.«

»Nein, das ist!«

»Doch!« Ich ging auf den Vorhang zu, behielt Tiau jedoch im Auge. Er konnte nicht anders, er mußte angreifen.

Für sein Alter erstaunlich schnell warf er sich gegen mich und riß einen langen, spitzen Gegenstand hervor, den er bisher verborgen hatte.

Eine fast armlange Nadel!

Sie raste wie ein Speer auf mich zu.

Gleichzeitig warf der Vorhang Wellen, ich hörte einen Schrei.

Rücklings taumelte ein Chinese durch den Spalt. Die Haare waren zu Zöpfen geflochten, und in seiner Brust steckte ein Pfeil…

***

Der Killer heulte auf, als Osa ihm den Absatz auf die Zehen hämmerte.

Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen, für einen Moment spannte sich die Schlinge noch fester um Osas Hals, sie fing an zu würgen und bekam schattenhaft mit, wie sich die Maskierte unheimlich schnell bewegte.

Ein Griff, ein Zug, ein Schuß!

Zielsicher sirrte der abgeschossene Pfeil heran, hautnah an Osa vorbei, bohrte er sich in die Brust des Mörders.

Der Aufprall trieb ihn zurück. Er zog Osa noch mit, die keine Luft mehr bekam und instinktiv dafür sorgte, daß sich das Ende der Schlinge vom Handgelenk entwickelte. Sie drehte das dünne Material kurzerhand herum.

Plötzlich war sie frei.

Der Killer aber taumelte auf den Vorhangspalt zu und auch hindurch. Dabei schaute der Pfeil aus seiner Brust.

Noch war der zweite da.

Er wollte sich auf Osa stürzen und fiel ihr auch entgegen, als sie sich zu Boden warf. Sie spürte den Aufprall, die Schlinge hatte sich fast noch härter um ihren Hals gezogen. Luft bekam sie keine mehr.

Ihr Atmen glich eher einem Würgen. Sie hatte die Arme angewinkelt und versuchte, die Finger zwischen die Schlinge und die dünne Haut am Hals zu schieben, was ihr kaum gelingen wollte.

Über ihr röchelte jemand, dann fiel der zweite Killer auf sie. Daß er ebenfalls von einem Pfeil erwischt worden war, bekam sie nicht mehr mit, denn urplötzlich wurde es um sie herum dunkel.
Osa sah nicht mehr, daß Shao auf sie zuhetzte, um sie von der Schlinge zu befreien.
Und sie sah auch nicht Suko, der saß, den Rücken gegen die Wand gepreßt hatte und nur den Kopf schüttelte…

***

Der alte Chinese konnte seine Hand nicht mehr stoppen. Die Nadel erwischte den Kerl mit dem Pfeil in der Brust. Ob sie ihn tötete oder ob es der Pfeil gewesen war, konnte ich nicht erkennen.
Tiau überwand seine Schrecken eher als ich die Überraschung. Er zog die heimtückische Waffe wieder hervor und griff mich erneut an. Diesmal brüllte er dabei. Sein Arm schien immer länger zu werden, er wollte meine Brust durchbohren, ich drehte mich zur Seite und hob den linken Arm an.
Die Nadel erwischte mich in der Achselhöhle, ohne allerdings auch nur die Haut zu ritzen.
Ich schlug zu.
Meine Faust erwischte den Chinesen am Kinn. Der schmächtig wirkende Tiau flog zurück, rutschte über den Boden. Ich folgte ihm und hörte sein gurrendes Lachen.
Nur für einen kurzen Moment, dann verstummte es, denn er hatte sich mit der Nadel selbst getötet.
Dicht vor seinen Füßen kam ich zur Ruhe. Mich durchzuckte es wie ein Schlag, und ich bekam mit, wie Tiau in einer letzten kraftlos wirkenden Bewegung den linken Arm hob, als wollte er mich darum bitten, ihn noch einmal in die Höhe zu ziehen.
Das tat ich nicht. Mit rissigen Lippen flüsterte er seine letzten Worte.
»Ich habe es nicht geschafft, aber andere werden kommen. Ja, sie werden bestimmt kommen. Ich… ich … gehe ein in das Reich der Drachen. Sie warten … sie …«
Schluß – Ende.
Seine Stimme versickerte. Schaumbläschen erschienen vor seinem Mund, gefärbt vom Blut.
Tiau war tot!
Ich richtete mich sehr langsam auf. In meinem Innern herrschte ein Gefühl, daß ich kaum beschreiben konnte. Die letzen Minuten waren durch Gewalt gezeichnet worden, eine schreckliche Tatsache, die mir auf den Magen geschlagen war.
Mit dem Handrücken wischte ich über die Stirn. Der Schweiß machte meine Finger naß.
Ich drehte mich um, als ich merkte, daß der Vorhang zur Seite

geschoben wurde.

Jemand trat durch den Spalt. Meine Augen weiteten sich, denn ich glaubte an eine Halluzination.

»Shao…?«

Sie lächelte. »Ja, du hast dich nicht geirrt. Ich bin es und nicht mein Geist.«

Mein Blick streifte den Toten, in dessen Brust der Pfeil noch steckte. »Dann hast du ihn…«

Sie ließ mich nicht aussprechen. »So ist es, John. Ich konnte nicht anders, ich mußte ein anderes Leben retten. Es tut mir wirklich leid. Ich hätte es auch gern anders gehabt.«

»Ja, das stimmt.«

Sie hatte den Vorhang nicht wieder zurückfallen lassen, mit einer Hand hielt sie ihn offen.

»Komm mit, John!«

Ich folgte ihr.

Zwei Menschen hockten am Boden und lehnten sich mit den Rücken gegen die Wand. Ich kannte beide.

Der eine war Suko, die andere Osa.

Mit beiden Händen massierte sie ihren Hals, wo sich ein blauroter Streifen abzeichnete.

Ich nickte ihr zu. »Noch immer sauer auf die Polizei, Osa?«

Sie wollte mir eine Antwort geben, dazu war sie nicht mehr in der Lage. Nur mehr ein Krächzen drang aus ihrem Mund, das war alles.

»Und ich?« fragte Suko. »Mich begrüßt du nicht? Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, Alter.«

Da hatte er mehr als recht.

Ich streckte ihm meine Hand entgegen. Als ich Suko in die Höhe zog, stöhnte er auf. »Verdammt, ich komme mir vor wie jemand, dem man jetzt erst das Laufen beibringt. Schau dir das Ding hinter mir an. Das war der Sarg, in dem man mich verbrennen wollte.« Er deutete zudem gegen die Decke. »Dieser Drache dort spie das Feuer.«

»Jetzt nicht mehr«, sagte ich, denn auch die magisch beeinflußte Figur verging. Sie zog ihren Körper zusammen, es knackte und knirschte, dann regneten die Teile auf uns nieder.

»Welchen Tag haben wir eigentlich?« fragte er.

Ich sagte ihm das Datum.

Suko erbleichte. »Haben mich die Hundesöhne so lange in ihrer Gewalt gehabt?«

»Sieht so aus. Aber da war noch etwas. Ich habe von dem chinesischen Tod erfahren, von Zwergen, die angeblich uralt sein sollen.«

»Das waren sie, John. Shao hat sie erledigt. Schau dir die Staubhaufen an, dann weißt du Bescheid.«

Shao nickte mir lächelnd zu, als ich sie fragend ansah. Nur Osa reagierte nicht. Sie massierte auch weiterhin ihren Hals.

»Bleibst du, oder bleibst du nicht?« fragte Suko seine Partnerin.

»Ich habe eine Aufgabe und bewache die Sonnengöttin, damit ihr kein Leid geschieht.«

»Kann sie nicht mal einen Tag und eine Nacht ohne dich auskommen?« lächelte Suko. Er faßte nach ihrer Hand.

»Ich weiß nicht.«

Ich stand meinem Freund bei, als ich zu Shao sagte: »Du darfst eines nicht vergessen, Mädchen. Auch Göttinnen sind nur Menschen…«

Endlich konnte Osa wieder sprechen. Krächzend fragte sie: »Seid ihr eigentlich alle verrückt?«

»Ja, irgendwo schon…«

Suko nickte ebenso wie Shao.

»Dann bin ich es auch«, sagte Osa, bevor sie dann ins Leere starrte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 573 »Der uralte Henker«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 099 »Hüte dich vor Dracula «